

Sonderheft Nr. 7 (2026)

## INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHE PIONIERINNEN

Antonia Pacher<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Sigmund Freud PrivatUniversität

Die vorliegende Arbeit wurde als Diplomarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Magister der Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien, Fakultät für Psychotherapiewissenschaft, eingereicht und von Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken betreut.

### **Kurzzusammenfassung**

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Individualpsychologischen Pionierinnen. Frauen, die um die Jahrhundertwende bereits selbstständige Leben führten und als Beraterinnen und Forscherinnen tätig waren und damit wichtige Beiträge zur Frauenbewegung und Psychotherapie schufen. Frauengeschichte und das Schaffen von Frauen sind in unserer Gesellschaft häufig unsichtbar, die vorliegende Arbeit möchte diese Frauen sichtbar machen. Zunächst stehen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, mit ihren Herausforderungen für Frauen, im Fokus der Arbeit. Dazu gehört neben ihren Rechten, Bildungs- und Berufsmöglichkeiten auch das Frauenbild der damaligen Zeit. Im Weiteren werden drei Biografien von frühen Individualpsychologinnen vorgestellt und ein Überblick über ihr Werk gegeben. Es soll ein Eindruck entstehen, wer diese Frauen waren und was der Inhalt ihres Schaffens war. Im Folgenden wird die Geschichte der Frauenbewegung bis in die Gegenwart behandelt, begleitet von abschließenden Bemerkungen.

### **Abstract**

This work deals with pioneering women in individual psychology. Women who were already leading independent lives at the turn of the century and working as counselors and researchers, thereby making important contributions to the women's movement and psychotherapy. Women's history and women's work are often invisible in our society, and this paper aims to make these women visible. First, the paper focuses on the social conditions of the time and the challenges they presented for women. In addition to their rights, educational and career opportunities, this also includes the image of women at that time. Furthermore, three biographies of early individual psychologists are presented and an overview of their work is given. The aim is to give an impression of who these women were and what their work was about. The history of the women's movement up to the present day is then discussed, accompanied by concluding remarks.

## Inhaltsverzeichnis

|          |  |           |
|----------|--|-----------|
| <b>1</b> | <b><u>  EINLEITUNG</u></b>   | <b>5</b>  |
| <b>2</b> | <b><u>  IM KONTEXT DER ZEIT DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS</u></b>           | <b>8</b>  |
| 2.1      | <b>  EIN ÜBERBLICK</b>   | <b>8</b>  |
| 2.1.1    | POLITISCHE SITUATION IN WIEN   | 8         |
| 2.1.2    | GEOGRAFIE UND STADTBILD WIENS  | 9         |
| 2.1.3    | ZUM GESELLSCHAFTLICHEN KONTEXT IN WIEN                                     | 10        |
| 2.1.4    | DIE SOZIALSTRUKTUR DER WIENER BEVÖLKERUNG                                  | 13        |
| 2.2      | <b>  FRAUEN IM KONTEXT DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS</b>                    | <b>18</b> |
| 2.2.1    | FRAUENARBEIT UND BERUFSMÖGLICHKEITEN                                       | 18        |
| 2.2.2    | FRAUENARBEIT IM ERSTEN WELTKRIEG, EIN UMSCHWUNG?                           | 20        |
| 2.2.3    | NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG & AUSWIRKUNGEN AUF DIE FRAUENEMANZIPATION        | 22        |
| 2.2.4    | MÄDCHEN- UND FRAUENBILDUNG   | 24        |
| 2.2.5    | FRAUENRECHTE   | 28        |
| 2.3      | <b>  DAS VERHÄLTNIS DER GESCHLECHTER</b>                                   | <b>29</b> |
| <b>3</b> | <b><u>  DIE FRAUENFRAGE: EINE KONTROVERSE ZWISCHEN FREUD UND ADLER</u></b> | <b>31</b> |
| 3.1      | <b>  ADLERS EINSTELLUNG</b>  | <b>31</b> |
| 3.2      | <b>  FREUDS EINSTELLUNG - IM KONTRAST ZU ADLER</b>                         | <b>32</b> |
| 3.3      | <b>  MITTWOCHSGESELLSCHAFT UND BRUCH</b>                                   | <b>36</b> |
| <b>4</b> | <b><u>  INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHE PIONIERINNEN</u></b>                      | <b>40</b> |
| 4.1      | <b>  WER WAREN DIESE FRAUEN?</b>   | <b>40</b> |
| 4.2      | <b>  SOPHIE LAZARSFELD</b>   | <b>42</b> |
| 4.2.1    | BIOGRAFIE  | 42        |
| 4.2.2    | THEORIE, WERK UND SCHAFFEN   | 46        |
| 4.3      | <b>  ELSE FREISTADT-HERZKA</b>   | <b>53</b> |
| 4.3.1    | BIOGRAFIE  | 53        |
| 4.3.2    | THEORIE, WERK UND SCHAFFEN   | 57        |
| 4.4      | <b>  ALICE RÜHLE-GERSTEL</b>   | <b>60</b> |
| 4.4.1    | BIOGRAFIE  | 60        |

|          |  |           |
|----------|--|-----------|
| 4.4.2    | THEORIE, WERK UND SCHAFFEN.....          | 64        |
| <b>5</b> | <b><u>FRAUENBEWEGUNG:.....</u></b>       | <b>67</b> |
| 5.1      | DAMALS BIS HEUTE.....                    | 67        |
| <b>6</b> | <b><u>SCHLUSS.....</u></b>               | <b>74</b> |
| <b>7</b> | <b><u>LITERATURVERZEICHNIS .....</u></b> | <b>80</b> |

## 1 *Einleitung*<sup>1</sup>

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit individualpsychologischen Pionierinnen. Die Individualpsychologie wurde 1911 als tiefenpsychologische Therapierichtung von Alfred Adler begründet. Adler war zunächst Wegbegleiter Sigmund Freuds und aktives Mitglied der Mittwochsgesellschaft, später kam es zum Bruch zwischen den beiden. Ihre Schriften und Biografien sind umfangreich publiziert und allgemein bekannt. Freud gilt als Begründer der Psychoanalyse, überhaupt der Psychotherapie mit bahnbrechend neuen Ideen, Grundlagen zum Verständnis der Psyche und psychischer Krankheiten. Adler veröffentlicht zunächst Arbeiten als Ergänzung zur psychoanalytischen Theorie, später gründet er den Verein für Individualpsychologie, zahlreiche Erziehungs- und Eheberatungsstellen und arbeitet als Vortragender in der ganzen Welt.

Kaum bekannt sind hingegen die Geschichten und Werke der zahlreichen Frauen, die im männlich dominierten Umfeld um die Jahrhundertwende als Beraterinnen, Vortragende, Schriftstellerinnen, Medizinerinnen, Lehrerinnen, Frauenrechtlerinnen, Analytikerinnen, Kunst- und Kulturschaffende, usw. tätig waren.

Zwischen Adler und Freud gibt es einige Gemeinsamkeiten: Beide stammten aus jüdischen Kleinhändlerfamilien, beide wuchsen in Wien auf, beide gingen ins Leopoldstädter Sperlgynasium, und beide studierten Medizin (Bruder-Bezzel, 1991, S. 9). Eine übliche Laufbahn, die in der patriarchal organisierten Gesellschaft zunächst Jungen und Männern vorbehalten blieb. Gleichzeitig gab es wesentliche Unterschiede zwischen Adler und Freud: Adler war 14 Jahre jünger als Freud, sozialdemokratisch orientiert und erkannte die Wichtigkeit der Frauenfrage.

Bruder-Bezzel (1991, S. 10) schreibt auch diesem Altersunterschied zu, dass Adler die Veränderungen seiner Zeit treffend beobachtete, wiedergab und kritisierte. Die Zeit um die Jahrhundertwende, in der die bürgerlich-liberale Gesellschaft des „Fin de siècle“ auf die beginnende Moderne traf und vielseitige Spannungsfelder entstanden: zwischen den Klassen, Erwachsenen und Kindern wie den Geschlechtern. Die Gesellschaft befand sich in Wandlung, so auch Wien, das laut Bruder-Bezzel (1991, S. 10) nicht mehr in Freuds, sondern viel eher in Adlers Theorien seine Abbildung fand. Ebenso die Frauenfrage, zu der er bereits 1908 Stellung nahm und für die er sich in der Mittwochsgesellschaft einsetzte. Er vertrat die Haltung der damaligen Frauenbewegung und befürwortete die geforderte Gleichstellung der Frau vor allem in Bildung, Beruf und Wahlrecht (Bruder-Bezzel, 1991, S. 118). Eine Position, die zu dieser Zeit eine deutliche Minderheit bildete und auf heftigen Widerstand stieß, denn die Mehrheit der intellektuellen Männer sprach sich damals dezidiert gegen die Gleichstellung der Frau aus (Bruder-Bezzel, 2020, S. 49). Die Frau wurde als minderwertiges Wesen und damit als dem Mann untergeordnet

---

<sup>1</sup> Diese Arbeit wurde als Abschlussarbeit des Magisteriums der Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund Freud Privat Universität Wien approbiert und zur Anrechnung als Abschlussarbeit des Fachspezifikums Individualpsychologie an der SFU eingereicht.

angesehen. Man verstand sie als Ursache allen Unheils in der Welt, als boshaft, falsch, unbeständig, unverlässlich und leichtsinnig (Adler, 1927/2007, S. 115).

In der Mittwochsgesellschaft kam es darüber mehrmals zu intensiven Streitigkeiten (Bruder-Bezzel, 1991, S. 118). Als Adler schließlich 1911 die Wiener Psychoanalytische Vereinigung verließ, tat er das mit dem ersten weiblichen Mitglied derselben: Margaret Hilferding (Ansbacher, 2017, S. 35). Durch seine Einstellung hinsichtlich der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frau arbeitete Adler im Rahmen der Individualpsychologie mit zahlreichen Frauen zusammen. Sie engagierten sich beim Aufbau der adlerianischen Erziehungsberatungsstellen in Wien und ganz Europa, verfassten Schriften, betätigten sich in der individualpsychologischen Lehre, hielten Vorträge und verfassten die ersten beiden Biografien über Adler (Ansbacher, 2017, S. 34). Über diese Frauen ist kaum etwas bekannt. Weder ihre Namen noch ihre Biografien und Werke sind der Öffentlichkeit ein Begriff. Expert\*innen kennen mit Glück ihre Namen, leider wurden ihre Biografien und Werke Großteils zerstört, sind unzugänglich oder unaufgearbeitet. Die Geschichten und Errungenschaften von Frauen wurden jahrhundertlang systematisch marginalisiert, unsichtbar gemacht oder ihre Arbeiten gar männlichen Kollegen zugeschrieben. Sie wurden von Bildung und Kultur ausgeschlossen, es gab eine kaum oder nur stereotyp-diskriminierende Repräsentation von Frauen in der Gesellschaft. Sie waren sozial, rechtlich und ökonomisch abhängig von ihren Vätern und Ehemännern und strukturell gravierend benachteiligt. Die Bildung von Mädchen und Frauen war bis ans Ende des 19. Jahrhunderts Privatsache, und das Frauenstudium begann sich erst langsam nach dem Ersten Weltkrieg durchzusetzen (Seifert, 2021, S. 26). Ungeachtet dieser schwierigen Ausgangssituation gab es Frauen, die den Umständen trotzten. Diese Frauen waren Schriftstellerinnen, Malerinnen, Komponistinnen, Aktivistinnen, Künstlerinnen, und ihre Werke gerieten in Vergessenheit. Außerdem werden ihre Werke anders besprochen als die von Männern. Bei ihrer Bewertung wird häufig das Äußere oder die Lebensumstände der Frau zur Abwertung ihres Werkes benutzt, so rücken weibliche Arbeiten in den Hintergrund und verschwinden (Seifert, 2021, S. 27). Diese festgefahrenen Strukturen haben ihre Spuren in unserer Gesellschaft hinterlassen. Es gibt zu wenig Forschung, Erinnerungskultur und damit zu wenig Sichtbarkeit in Hinblick auf Frauengeschichte, wie das Schaffen von Frauen. Dadurch entsteht der fälschliche Eindruck, dass es diese Frauen nicht gab. Hier setzt die vorliegende Arbeit an und stellt die Frage: Wer waren die frühen Individualpsychologinnen? Wie hießen sie? Wie wuchsen sie auf? Was hat sie beschäftigt? Worüber haben sie geschrieben? Was haben sie gearbeitet? Wie sind ihre Leben verlaufen?

Um die Geschichten dieser Pionierinnen ausreichend verstehen zu können wird im Weiteren zunächst der geschichtliche und gesellschaftliche Kontext der Zeit um die Jahrhundertwende untersucht und die damit verbundenen Möglichkeiten, Rechte, Vorurteile, Rollenbild und Erwartungen an Frauen dargestellt. Es gilt die Frage zu beantworten, wie die Stadt Wien und die Gesellschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert organisiert war, und darzulegen, mit welchen Umständen die Pionierinnen konfrontiert waren.

Weiters widmet sich die Arbeit den konträren Einstellungen von Freud und Adler bezüglich der Frauenfrage und den diesbezüglichen Unstimmigkeiten in der Mittwochsgesellschaft. Anhand ihrer unterschiedlichen Sichtweisen soll das gängige Geschlechterbild untersucht und das Spannungsfeld, in dem sich die individualpsychologischen Pionierinnen bewegten, verdeutlicht werden. Freuds Einstellung repräsentiert dabei die verbreitete und frauenfeindliche Einstellung der Mehrheitsgesellschaft und Adlers Einstellung eine modernere und offenere Einstellung zur Frauenfrage. In diesem Kapitel wird auch die Frage beantwortet, wie es anders als in der Psychoanalyse dazu kam, dass bereits im beginnenden 20. Jahrhundert zahlreiche Frauen mit Adler zusammenarbeiteten. Anschließend liegt der Fokus der Arbeit auf ausgewählten Biografien und Werken von individualpsychologischen Pionierinnen. Mit Sophie Lazarsfeld, Alice Rühle-Gerstel und Else Freistadt-Herzka entstehen erste Eindrücke zu einer Vielzahl von fortschrittlich denkenden und selbstbestimmten Frauen.

Im Schlussteil folgt die Zusammenfassung der Resultate und abschließende Betrachtungen.

Es wird im Rahmen einer Literaturliteratur geforscht, der eine umfangreiche Literaturrecherche vorausgeht. Vorhandene Literatur wurde gesichtet und zusammengetragen. Vor allem in Hinblick auf die Biografien der individualpsychologischen Pionierinnen gestaltete sich die Recherche schwierig. Der Großteil der Individualpsychologinnen war jüdischer Herkunft, weshalb ihre Leben durch die Nationalsozialisten und die Judenverfolgung bedroht waren und ihre Werke ausgelöscht wurden. Aufgrund dieser Umstände ist wenig Literatur vorhanden bzw. zugänglich, und es konnten nur einzelne Werke für diese Arbeit herangezogen werden. Auffällig ist dabei, dass die existierenden Werke ausschließlich von weiblichen Autorinnen verfasst wurden. Die Literatur in Bezug auf Individualpsychologinnen weist deutliche Lücken auf und zeigt, wie relevant eine Auseinandersetzung mit dem Thema Frauengeschichte ist. Ziel der Arbeit ist es, zumindest einzelne Individualpsychologinnen und ihre Errungenschaften wie Lebensumstände sichtbar zu machen und sie aus der Vergessenheit zu zurückzuholen.

Zum Sprachgebrauch und Quellen:

Ich verwende die männliche Form, wenn nur Männer gemeint sind und die weibliche, wenn nur Frauen gemeint sind. Sind nicht nur Frauen oder Männer gemeint, verwende ich den Genderstern, dieser soll zusätzlich das nicht binäre Geschlecht einbeziehen und sichtbar machen.

## **2 *Im Kontext der Zeit des 19. Und 20. Jahrhunderts***

### **2.1 *Ein Überblick***

Das folgende Kapitel gibt einen Überblick über die gesellschaftlichen Verhältnisse im Wien des 19. und 20. Jahrhunderts. Es soll eine Vorstellung von dem Wien entstehen lassen, in dem die individualpsychologischen Pionierinnen und viele weitere wichtige Persönlichkeiten gewirkt haben. Dafür werden verschiedene Aspekte beleuchtet, beginnend mit der politischen Situation, der Geografie der Stadt Wien und ihren Veränderungen im 19. und 20. Jahrhundert, über die Gesellschaftsstruktur, zu Frauen und ihren Möglichkeiten in unterschiedlichen Lebensbereichen bis zum Verhältnis der Geschlechter. Die in dieser Arbeit vorgestellten Pionierinnen wuchsen in einer Gesellschaft auf, die Frauen gegenüber viele Vorurteile hatte und ihnen die intellektuelle und berufliche Verwirklichung massiv erschwerte. Der geschichtliche Kontext ist unerlässlich, um die Biografien und Werke der individualpsychologischen Pionierinnen wie deren Fortschrittlichkeit begreifen zu können.

#### **2.1.1 *Politische Situation in Wien***

Wien lag im 19. Jahrhundert inmitten der Habsburgermonarchie, war Residenzstadt und übernahm als geistiges und kulturelles Zentrum eine wesentliche Rolle (Bruder-Bezzel, 1983, S. 14). Das Habsburgerreich erstreckte sich zu diesem Zeitpunkt über Europa und reichte von der Adria bis nach Russland (Hödl, 2017, S. 25). Ab Maria Theresia wurde das Habsburgerreich von Wien aus verwaltet und regiert. Kaiser Franz Joseph I. bestieg 1848 mit nur achtzehn Jahren den Thron und blieb, bis zu seinem Tod 1916, achtundsechzig Jahre lang Kaiser (Bruder-Bezzel, 1983, S. 14). 1916 folgte ihm mit Kaiser Karl I. (IV.) der letzte österreichische Kaiser. Karl I. dankte mit dem Ende des Ersten Weltkriegs im November 1918 als Kaiser ab (Stauffer, 1995, S. 208).

Ein einschneidendes Ereignis im beginnenden 20. Jahrhundert war das Attentat in Sarajevo, aufgrund dessen Kaiser Franz Joseph I. 1914 Serbien den Krieg erklärte und damit den Ersten Weltkrieg auslöste. Er dauerte bis 1918, markierte den Zerfall der Monarchie und endete mit der Gründung der Republik Österreich (Maderthaler, 2006, S. 317).

Wien war nun nicht mehr Residenzhauptstadt, sondern Bundeshauptstadt und Österreich ein Kleinstaat. Es verlor seine bisherige Bedeutung und war ab den ersten Wahlen im Mai 1919 sozialdemokratisch geführt, was es bis 1934 bleiben sollte. Die Zwischenkriegsperiode wird als die Zeit des „Roten Wiens“ bezeichnet (Eigner, 2018, S. 42). In den Jahren zwischen 1919 und 1934 führen die Sozialdemokrat\*innen zahlreiche Reformen im Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesen durch. Finanziert wurden die Reformen über eine Umgestaltung des Steuerwesens hin zu stark progressiven, direkten Steuern. Ein wesentliches Merkmal dieser Zeit ist der kommunale Wohnbau, der bis heute im Wiener Stadtbild verankert ist und vielen Städten weltweit als Inspiration dient. In der Zwischenkriegszeit

engagierten sich zahlreiche Individualpsycholog\*innen im Bereich der Kinderfürsorge und im Schulwesen Wiens. Sie gründeten Ehe-, Familien- und Erziehungsberatungsstellen und hielten Seminare für Eltern und Personen, die mit Kindern arbeiten (Ansbacher, 2017, S. 34). Infolge des österreichischen Bürgerkriegs 1934 endete die Regierung der Sozialdemokrat\*innen. Der Wiener Bürgermeister Karl Seitz wurde seines Amtes enthoben, und die Vaterländische Front übernahm die Regierung. Mit dem Anschluss Österreichs an Deutschland 1938 wurde die Regierung durch die Nationalsozialisten ihres Amtes enthoben, und mit Hitlers Angriff auf Polen folgte im September 1939 der Zweite Weltkrieg.

Die folgenden Jahre zählen zu den dunkelsten der jüngsten österreichischen Geschichte. Durch die Judenverfolgung wurden zahlreiche Menschen aus ihrer Heimat gedrängt, sie mussten flüchten, wurden vertrieben, enteignet. Der Holocaust forderte unzählige Opfer, und etwa sechs Millionen Jüd\*innen wurden durch die nationalsozialistische Regierung ermordet. Viele von ihnen waren bis heute bekannte und wichtige Schriftsteller\*innen, Künstler\*innen, Schauspieler\*innen, Ärzt\*innen und Musiker\*innen, die die österreichische Gesellschaft maßgeblich prägten. Auch das Umfeld der Psychoanalyse und Individualpsychologie war jüdisch, viele Menschen in diesem Umfeld erlebten durch die Herrschaft der NSDAP existenzielle Bedrohung. Clara Kenner (2007, S. 10) schreibt dazu, dass von 63 Mitgliedern des Vereins für Individualpsychologie, 31 Frauen und 32 Männer, nur vier Mitglieder nicht-jüdischer Herkunft waren und von diesen 63 Mitgliedern im Krieg sechs Personen getötet wurden. Den meisten von ihnen gelang in den Jahren 1938 und 1939 die Flucht. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kehrte der Großteil der Überlebenden nicht mehr nach Österreich zurück. Sie gründeten individualpsychologische Vereine in den jeweiligen Exilländern. Die Hochzeit der Individualpsychologie im „Roten Wien“ war vorbei und konnte nach dem Krieg nicht mehr an die Erfolge davor anschließen.

### **2.1.2 Geografie und Stadtbild Wiens**

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Stadtbild Wiens geprägt von der Stadtbefestigung, bestehend aus der Stadtmauer mit mehreren Basteien und Toren, dem Glacis und dem Linienwall. Wien war in drei Zonen unterteilt, der Altstadt, umgeben von Stadtmauer und Glacis, den Vorstädten, umgeben vom Linienwall, und den Vororten, die außerhalb des Linienwalls lagen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 47).

Die Stadtmauer verlief als Ringmauer um den Wiener Stadtkern, ihr vorgelagert waren die sogenannten Basteien. Als Basteien wurden erhöhte Terrassen, die der Abwehr dienten, bezeichnet. Rund um den zackenförmigen Mauerbau befand sich das Glacis (Kristan, 2015, S. 6), eine ab dem 16. Jahrhundert existierende, grüne Freifläche zum Überblick vor Angriffen und als sichtfreies Schussfeld genutzt. Im 18. Jahrhundert unter Joseph II. wurde das Glacis als Erholungsgebiet freigegeben, Alleen wurden angelegt und die Anlage von Wiener\*innen als Flanieresplanade genutzt (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 65).

Eine weitere Befestigungsanlage zum Schutz der Vorstädte bildete der Linienwall. Er wurde im beginnenden 18. Jahrhundert errichtet und bildete eine zwölf Fuß hohe Mauer mit Toren, Türmen und einem Graben, die in einem Halbkreis mit Ecken und Winkeln um die Wiener Bezirke 2 bis 9 verlief. 1894 wurde der Linienwall im Zuge einer Stadterweiterung abgetragen. Außerhalb des Linienwalls lagen die Vororte, bestehend aus den Bezirken 10 bis 19. 1850 wurden die Vorstädte, bestehend aus den Bezirken 2 bis 9, eingegliedert (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 66-67).

Unter Kaiser Franz Joseph I. veränderte sich ab 1857 das Wiener Stadtbild nachhaltig. Er gab in diesem Jahr die Schleifung der Stadtbefestigung in Auftrag und ließ anschließend die bekannte Wiener Ringstraße als bedeutenden Prachtboulevard errichten (Kristan, 2015, S. 6). Ab 1860 prägten die ersten Ringstraßenpalais des Adels und (Groß-) Bürgertums das Erscheinungsbild der Stadt. In den folgenden Jahren entstanden hier, in unterschiedlichen Stilen, wesentliche und bis heute bekannte Bauten, wie die Wiener Staatsoper, das Musikvereinsgebäude, die Akademie der bildenden Künste, das Universitätsgebäude, das Rathaus und das Burgtheater und das Parlamentsgebäude (Kristan, 2015, S. 9). 1892 wurden schließlich auch die Vororte, bestehend aus den Bezirken 10 bis 19, eingemeindet. Die städtischen Veränderungen unter der Regentschaft von Kaiser Franz Joseph I. prägten das Wiener Stadtbild bis heute.

### ***2.1.3 Zum gesellschaftlichen Kontext in Wien***

Die Gesellschaft im 19. Jahrhundert war grundlegend geprägt durch die Industrialisierung, die in Wien mit den 1830er Jahren begann. Sie führte zur Mechanisierung, Massenproduktion und zu sozialen Umschichtungen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 134). Ab den 1860er Jahren wurde das Bevölkerungswachstum markant spürbar und führte bis zur Jahrhundertwende zu stetig ansteigenden Wanderungsbewegungen (Maderthaler, 2006, S. 175). Auch durch die konstant zunehmende Wirtschaftskraft stieg der Zustrom von Zuwandernden und Arbeitskräften nach Wien. Mit diesem Zuwachs stellte sich die Frage nach der Organisation des öffentlichen Verkehrs, und so wurde Ende des 19. Jahrhunderts die Wiener Stadtbahn erbaut (Hödl, 2017, S. 25).

Eine zentrale Rolle in der beginnenden Industrialisierung spielte der Eisenbahnbau, der den Maschinenbau nach Wien brachte. Er war einer der wesentlichen Industriezweige im ausgehenden 19. Jahrhundert, und mit ihm folgte der Ausbau der Metallindustrie. Weitere wichtige Industriebereiche dieser Zeit waren die Werkzeugherstellung und die Textilerzeugung. Letztere wies einen hohen Frauenanteil auf, und Wien galt ab Mitte des 19. Jahrhunderts als Zentrum der Bekleidungsversorgung der Monarchie (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 136).

Auch im Stadtbild wurde die Industrialisierung sichtbar: 1837 eröffnete das erste Eisenbahnteilstück und markierte den Beginn des Eisenbahnzeitalters in Österreich. Im Laufe der folgenden Jahre entwickelte sich Wien zum Verkehrsknotenpunkt, sieben Haupteisenbahnlinien führten von Wien aus in unterschiedliche Teile der Monarchie (Kos, 2006, S. 24). Zahlreiche Bahnhofsgebäude wurden in

unterschiedlichen Stilen errichtet, wie der Raaber Bahnhof, Nordbahnhof, Südbahnhof, Nordwestbahnhof und der Westbahnhof. Das Repräsentationsbedürfnis in Wien war groß, weshalb die Gebäude mit ihren prächtigen Fassaden und mächtigen Hallen besonders opulent gestaltet wurden (Kos, 2006, S. 27). 1865 wurde die erste Linie der Pferdetramway eröffnet, die vom Schottentor nach Hernals fuhr (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 81).

### ***2.1.3.1 Bevölkerungswachstum***

Während der Manufakturperiode war die Wiener Bevölkerung geprägt durch einen Heirats- und Geburtenboom. Aufgrund der sehr hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit, die bei unter zehnjährigen Kindern bei 50–55% lag, gab es dennoch ein rückläufiges Bevölkerungswachstum. Ihren Ursprung hatte die hohe Kindersterblichkeit in den unzureichenden hygienischen Bedingungen, dem Mangel an sanitären Einrichtungen und an Pflegemöglichkeiten für Kinder (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 15).

Unterbrochen durch wiederkehrende Mortalitätskrisen, wie der Choleraepidemie 1830, die etwa 4200 Menschen das Leben nahm, wuchs die Bevölkerung ab 1820 aufgrund eines Geburtenüberschusses enorm.

1850 wurden die inneren Vorstädte eingemeindet, was eine Veränderung der Wiener Stadtentwicklung verursachte. Durch die Eingemeindung verschnellte sich ihre Verstädterung und infolgedessen auch die Industrialisierung der Vorstädte. Die städtische Infrastruktur wurde modernisiert und verbesserte die Überlebenschancen der Bevölkerung. Die Sterberate ging zunehmend zurück, während die Geburtenziffer relativ konstant blieb. Zusätzlich begünstigte der Ausbau des Eisenbahnnetzes die Zuwanderung aus hauptsächlich nordöstlichen Teilen der Monarchie (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 16). In den Jahren zwischen 1850 und 1857 wuchs Wien jährlich um 3,5%, wobei ein Großteil des Wachstums auf Zuwanderung beruhte. Im 19. Jahrhundert stammte mehr als die Hälfte der Wiener Bevölkerung ursprünglich nicht aus Wien (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 23). Die Stadt war ein Schmelztiegel, und die zugewanderten Menschen kamen größtenteils aus Tschechien, Italien und Polen. Sie arbeiteten als Bauarbeitende, Handarbeitende und Gewerbetreibende (Pelinka, 2021, S. 11). Der Bevölkerungshöchststand wurde mit knapp über 2 Millionen Einwohner\*innen im Jahr 1910 erreicht. Der jährliche Zuwachs betrug um die Jahrhundertwende etwa 34.000 Menschen, wobei der Anteil der „fremdgebürtigen“ Bevölkerung zu dieser Zeit bei knapp über 65% lag (Maderthaner, 2006, S. 178).

### ***2.1.3.2 Fertilität der Bevölkerung***

Ab 1815 war es aufgrund einer Verordnung Angehörigen der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht vorbehalten zu heiraten. Angehörige der sozialen Unterschicht waren dazu gezwungen, beim Wiener Magistrat eine Zustimmung zu ihrer Heirat einzuholen. Da es schwierig war, eine solche behördliche Genehmigung zu erhalten, blieb die Eheschließung in der Praxis dem Großteil der Bevölkerung

verwehrt. Dies führte dazu, dass Mitte des 19. Jahrhunderts 51% der Neugeborenen unehelich zur Welt kamen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 19). Während Angehörige der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht ab dem Vormärz begannen, die Größen ihrer Familien zu verringern, da Kinder für sie keinerlei Verbesserung ihrer materiellen Situation bedeuteten, sahen Heimarbeiter\*innen in der Kinderarbeit eine Möglichkeit, ihr Familieneinkommen aufzubessern. Andere Angehörige der Unterschicht wie Arbeiter\*innen oder Tagelöhner\*innen, die vielfach keine eigene Unterkunft besaßen und bei Arbeitgeber\*innen oder zur Untermiete lebten, sahen Kinder als eine unannehmbare Belastung. Die widrigen Umstände führten dazu, dass die erste Wiener Findelanstalt Mitte des 19. Jahrhunderts täglich 20–30 Kinder aufnahm. Das war mehr als ein Drittel aller in Wien geborenen Kinder (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 20).

### **2.1.3.3 Mortalität der Bevölkerung**

Im Zeitraum zwischen 1790 und 1860 hatten am Land lebende Menschen eine höhere Lebenserwartung als in der Stadt wohnende. Die Lebensdauer in der Stadt war abhängig von der sozialen Schicht, der man angehörte (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 21). Mit der industriellen Revolution ging eine zunehmende Verarmung der Bevölkerung und damit eine deutlich geringere Lebenserwartung für die soziale Unterschicht einher.

In den 1860er Jahren begann die Lebenserwartung leicht anzusteigen. Jungen, die das erste Lebensjahr überstanden hatten, wurden im Durchschnitt 32 Jahre alt und Mädchen 33. Wurde das 20. Lebensjahr erreicht, konnte bei Männern mit einer Lebenserwartung von 48 Jahren und bei Frauen 49 Jahren gerechnet werden. Die durchschnittlich sehr geringe Lebenserwartung war stark durch die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit bedingt. Viele Wiener\*innen starben an chronischer Unterernährung, Erschöpfung (wegen der schlechten Arbeitsbedingungen und mangelnder Schlafgelegenheiten), Krankheiten, Infektionen und den Folgen der schlechten hygienischen Zustände (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 22). Um die Jahrhundertwende waren die Lebensbedingungen für den Großteil der Bevölkerung schlecht. In der Stadt bewegten sich Massen, und die Menschen lebten auf engstem Raum. Es herrschte Wohnungsnot, die Bevölkerung hatte kaum das Nötigste zum Leben. Der Alltag war geprägt von Alkoholismus, Seuchen, Kriminalität und Prostitution, der Großteil der Menschen lebte im Elend (Bruder-Bezzel, 1983, S. 33). Ausgelöst durch die Choleraepidemie 1830 wurden wichtige Maßnahmen zur Verbesserung der städtischen Infrastruktur ergriffen.

Ein weiteres Leid, das die Menschen plagte, waren wiederkehrende Seuchen (Bruder-Bezzel, 1983, S. 17). Die Pest war zwar seit 1713 in Wien erloschen, aber Pocken, Cholera, Typhus und Tuberkulose machten der Wiener Bevölkerung immer wieder zu schaffen. Pocken- und Choleraepidemien kamen mehrfach nach Wien zurück und kosteten bis Ende des 19. Jahrhunderts zahlreichen Menschen das Leben (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 22).

### **2.1.4 Die Sozialstruktur der Wiener Bevölkerung**

Im ausgehenden 18. Jahrhundert änderte sich die städtische Haushalts- und Familienorganisation der Oberschicht, und ein damals modernes Familienmodell bildete sich heraus. Als erstrebenswert galt die strikte Trennung von öffentlichem und privatem Bereich. Die Frau blieb zu Hause und war für die Kindererziehung und die Haushaltsführung verantwortlich, während der Mann auf seinen Arbeitsplatz außer Haus Wert legte (Rigler, 1976, S. 32). Diese Vorstellung des Bürgertums galt als erstrebenswertes Ideal für niedrigere Gesellschaftsschichten und abhängig von ihrer sozialen Stellung, konnten sich Familien mehr oder weniger daran annähern. Die patriarchal organisierten Gesellschaftsstrukturen sicherten sich über die klar zugewiesenen Rollenbilder, die im weiten Verlauf der vorliegenden Arbeit näher erläutert werden (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 24).

Die traditionelle Familienorganisation der adeligen und großbürgerlichen Oberschicht blieb während des gesamten 19. Jahrhunderts konstant. Familie und Diener\*innenschaft lebten in streng patriarchal geordneten Verhältnissen unter einem Dach. Der Durchbruch des Idealbilds Kernfamilie, bestehend aus Eltern und Kindern, folgte nach dem Ersten Weltkrieg. Realität wurde das moderne bürgerliche Familienideal zunächst am ehesten bei den Beamten\*innen, im Anschluss daran setzen auch Handwerker\*innenfamilien das Prinzip der Trennung von Wohn- und Arbeitsraum um. Die Meistergattin war nicht mehr in den Produktionsprozess eingebunden und wurde auf ihre Mutterrolle reduziert. Im frühkapitalistischen Bürgertum wurde der Wert der Familie hochgehalten und die Heiratspolitik als Mittel für geschäftlichen Erfolg eingesetzt (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 24). Die Finanzen lagen im Zuständigkeitsbereich des Mannes, und seine Arbeit erledigte er außerhalb des Wohnhauses. Die Frau galt als Mittelpunkt der Familie und an der Seite ihres Mannes als Repräsentationsfigur nach außen. Ihre Tätigkeitsbereiche waren streng getrennt, wobei die Frau, durch ihre Arbeit im Hintergrund, gleichzeitig eine große Bedeutung für den Erfolg ihres Ehegatten spielte (Rigler, 1976, S. 34).

Die Manufakturperiode schuf einigermaßen stabile Familienverhältnisse für rund ein Fünftel der Wiener\*innen, jedoch bildeten für die meisten Wohnort und Arbeitsplatz eine Einheit. Alle Familienmitglieder waren in den Arbeitsprozess eingebunden. Zugewanderte, die zahlreich nach Wien strömten, waren häufig gezwungen, als Untermiet\*innen oder Bettgeher\*innen bei einer gewerblich tätigen Familie unterzukommen. Sie standen in einem losen Verhältnis zur Familie und machten um 1870 rund ein Viertel der Wiener Bevölkerung aus.

Die Familien der Wiener Unterschicht orientierten sich zunehmend am Modell der Kernfamilie. Armut und Wohnungsnot erschwerten jedoch häufig die Familiengründung. Sollte es Arbeiter\*innen gelingen, eine Familie zu gründen, mussten meist Untermieter\*innen und Bettgeher\*innen aufgenommen werden, um die Lebenskosten abdecken zu können. In diesen Familien spielte auch der Zuverdienst durch Kinderarbeit eine wesentliche Rolle (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 25).

In Wien konnte sich die aristokratische Elite durch die Bedeutung als Residenzstadt länger halten als in anderen Städten. Gleichzeitig brachte Wien als Wirtschaftsmetropole ein kapitalstarkes Bürgertum hervor, das den Adel aus seiner elitären Stellung verdrängen wollte. Es herrschte ein starkes Gefälle zwischen dem Wohlstand der Oberschicht und der Armut des Proletariats. Dazwischen gab es die gewerbliche Mittelschicht, die sich mit traditionellen oder modernen Produktionsarten ihren Lebensunterhalt sicherte (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 27). – Es folgt ein Abriss über die verschiedenen Bevölkerungsschichten des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

#### ***2.1.4.1 Adel erster Gesellschaft***

Angehörige des Adels erster Gesellschaft gewannen ihr Vermögen durch die Bewirtschaftung ihrer Landgüter. In ihren Stadtpalais beschäftigten sie eine Menge von Dienstbot\*innen und gaben den Luxusgüter produzierenden Gewerbebetrieben der Stadt eine Existenzgrundlage. Sie bekleideten die höchsten Ämter bei Hof, in der Zentralverwaltung, der Armee und der Kirche. Kaiser Franz Josef I. besetzte die obersten politischen Posten fast ausschließlich mit Vertretern der alten, hohen Aristokratie. Gegenüber der restlichen Bevölkerung schotteten sie sich ab und blieben unter sich (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 27-28).

#### ***2.1.4.2 Adel zweiter Gesellschaft***

Zur zweiten Gesellschaft zählten jene, die nach dem Untergang des Heiligen Römischen Reichs in den Adelsstand erhoben wurden, diese Gesellschaftsschicht wurde auch Neuer Adel genannt. Auch sie bekleideten bis zum Ende der Monarchie hohe Positionen in Verwaltung, Politik, Heerwesen, Bankenwesen oder der Industrie und zeigten ihren Wohlstand durch den Bau von Ringstraßenpalais. Zum exklusiven Zirkel der Ersten Gesellschaft, mit seinen 200 Familien, hatte die Zweite Gesellschaft keinen Zugang. Solche Eheverbindungen waren ausgeschlossen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 28).

#### ***2.1.4.3 Das Bürgertum***

Das Bürgertum bestand aus Angehörigen der freien Berufe (wie Advokaten\*innen, Notar\*innen, Journalist\*innen, Ingenieur\*innen, Apotheker\*innen), selbstständigen Unternehmer\*innen, Wissenschaftler\*innen, Professor\*innen, Lehrer\*innen an hohen Schulen und hohen Beamt\*innen. Zu dieser meist akademisch gebildeten Gesellschaftsschicht kann auch der katholische Klerus gezählt werden. Das Bürgertum bildete eine heterogene Gruppe, die von kleinbürgerlichen Gewerbetreibenden bis zu Ringstraßenbaron\*innen reichte. Bürgerliche Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit boten der Unterschicht ein Vorbild. Angehörige dieser Gesellschaftsschicht entdeckten auch den Begriff der Freizeit für sich, wobei diese vernünftig und sinnvoll zu gestalten war. Im Idealfall demonstrierte man die eigene Tugendhaftigkeit der Öffentlichkeit in der Rolle der Gastgebernden wie als Gast. Man

präsentierte berufliche Erfolge und das damit erworbene Vermögen, wie die wohlgezogenen Kinder und die angepasst präsentable Gattin. Die dabei entstehende Reputation konnte gesellschaftlich wie geschäftlich von Nutzen sein. Der Standesethos verbot bürgerlichen Frauen die Berufstätigkeit (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 30).

#### **2.1.4.4 Angestellte**

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Wien eine kleine Berufsgruppe, die heute als Angestellte bezeichnet würden. Zu ihr zählten Verkaufspersonal, technische Angestellte und Büroangestellte. Sie lebten in eigenen Haushalten und genossen großteils moderne Arbeitsbedingungen. Angestellte bildeten zwar noch keine eigene Klasse, beanspruchten je nach Einkommen und Verantwortung jedoch einen gewissen Status für sich (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 31).

#### **2.1.4.5 Gewerbetreibende**

Viele Selbstständige waren als Kleingewerbetreibende tätig, zählten damit zur unteren Mittelschicht oder rutschten in die Unterschicht ab und lebten in äußerst bescheidenen Verhältnissen. Manchen Gewerbetreibenden gelang der Aufstieg zum unternehmerischen Großbürgertum. Nur bei größeren Unternehmen hatte sich bis 1860 die Trennung von Produktion und Haushalt vollzogen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 34).

#### **2.1.4.6 Dienstboten\*innen**

Der Beruf war zum Großteil weiblich besetzt, um 1900 waren es 97%. Es handelte sich häufig um Töchter aus ärmeren bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Verhältnissen. Das Dienstbot\*innenendasein bot eine große Vielfalt an Tätigkeitsbereichen, beispielsweise als Erzieherin, Gouvernante, Kammerjungfer, Kinderfrau, Stubenmagd, Magd, Hofmeister, Kammerdiener\*in, Tafeldecker\*in, Köch\*in, Zimmerputzer\*in, Stiefelputzer, Hausmeister, Portier, Hausknecht, Kutscher, Reitknecht, Futterknecht, Rosswärter, Staller und vieles mehr. In einfachen Beamt\*innenhaushalten mussten Dienstbot\*innen als Mädchen für alles sämtliche Funktionen übernehmen. Dienstbot\*innen lebten in herrschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen und hatten weder Freizeitanspruch, Arbeitsschutz noch eine Krankenversicherung oder Arbeitszeitbegrenzungen, weshalb sie grenzenlos ausgebeutet werden konnten. Hausherr\*innen verfügten zwar über unkontrollierbare Sanktionsmöglichkeiten, jedoch über keinerlei Verpflichtungen, die dem Schutz der Dienstbot\*innen gedient hätten. Ein Arbeitsverlust bedeutete den Ruin und ein Auskommen durch Tagelöhner\*innenarbeit, Betteln oder Prostitution. Ein beständiges Überangebot an Arbeitskräften durch die stetige Zuwanderung sorgte für niedrige Löhne und schlechte Arbeitsbedingungen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 35).

1920 wurde das Haushaltshilfengesetz erlassen, und 1921 folgte die Einbeziehung der Haushaltshilfen in den Kreis der krankenversicherungspflichtigen Personen. Dadurch wurden lebenslange Anstellungen seltener, und das Abhängigkeitsverhältnis änderte sich in befristete Lohnarbeit. Diese Veränderungen führten zu Klagen über untreue, intrigante, betrügerische Dienstbot\*innen, die das Klischeebild dieses Berufsstandes prägten. Die Klagen zeugten von der allmählichen Auflösung traditioneller Sozialbeziehungen und markierten mit dem Einzug der Moderne einen gesellschaftlichen Wandel (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 36).

#### **2.1.4.7 Arbeiter\*innenschicht**

Es gab drei Gruppen von Arbeiter\*innen: die hausrechtlich gebundenen, hausindustriell produzierenden und die industriellen Lohnarbeiter\*innen. Sie wohnten im Haushalt ihrer Arbeitgeber\*innen und galten häufig als Gesinde. Die zweite Gruppe bildeten hausindustriell produzierende Arbeiter\*innen, für sie bildeten Produktionsstätte und Haushalt eine Einheit (befanden sich unter demselben Dach). Und schließlich gab es die Gruppe der industriellen Lohnarbeiter\*innen, sie wohnten von ihrem Arbeitsort getrennt (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 36).

Anfang des 19. Jahrhunderts strömten besitzlose und ungelernte Lohnarbeiter\*innen zahlreich nach Wien. Sie bildeten ein unerschöpfliches Arbeitskräftereservoir und ließen die Bevölkerung von Hernals bis Meidling sprunghaft ansteigen. Kleinteilige Dörfer wuchsen innerhalb weniger Jahre zu Fabriksvororten an, die einst eleganten Erholungsorte entwickelten sich zu „Orten des Pöbels“. Die Lebensbedingungen waren schlecht, es herrschte Wohnungsnot. Viele Zuwander\*innen fanden keine Arbeit, was vielfach zu Verelendung und zum frühen Tod führte. Ab 1845 begann die Industrie vermehrt auf Maschinenbetrieb umzustellen, wodurch der Bedarf an Arbeiter\*innen sank. In den Vororten lebten zahlreiche Arbeiter\*innen, die ihre Arbeit verloren hatten und aufgrund der fehlenden Ausbildung keine neue finden konnten. Es mehrten sich Gewaltakte, und die Behörden versuchten die zunehmenden sozialen Spannungen durch polizeiliche Disziplinierungsmaßnahmen in den Griff zu bekommen. Das Elend der Arbeiter\*innen gipfelte letztlich im Maschinensturm des Revolutionsjahres 1848. Das „gemeine Volk“ galt in der öffentlichen Meinung, die vom Bürgertum geprägt war, als „Pöbel“ und „gefährliche Klasse“, deren Genusssucht zum Sittenverfall und zu Immoralität führte. Den Lastern des Proletariats stellte man die Moral des Bürgertums gegenüber, wie: Bescheidenheit, Disziplin, Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, Gehorsam, Verantwortungsbewusstsein, Sparsamkeit und Fleiß. Diese Werte sollten den Arbeiter\*innen durch Zwangsmaßnahmen, wie frühe Sperrstunden oder eine auf Montag verlegte Lohnauszahlung (zur Verhinderung des „blauen Montags“), aufgezwungen werden (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 37). Das Vergnügen der Unterschicht wurde als bloße Zeit- und Geldverschwendung betrachtet, eine eigenverantwortlich gestaltete Freizeit wurde ihr nicht zugesprochen. In den ersten Jahrzehnten der industriellen Revolution wurden die überlangen Arbeitszeiten der Arbeiter\*innen nicht als Ausbeutung, sondern als notwendig angesehen, um sie von Trunk- und

Verschwendungssucht, Spielleidenschaft, Lustbarkeit und Gewalttätigkeit abzuhalten. Arbeiter\*innen hatten nur an kirchlichen Feiertagen ganz frei. Um 1840 brachten es Arbeiter\*innen im Durchschnitt auf 97 Wochenstunden, um 1870 waren es 71 Wochenstunden. Der erste Kollektivvertrag, der im Jahr 1848 einen 10h-Tag erkämpfte, geriet schnell wieder in Vergessenheit.

Durch die Arbeit an der Maschine veränderte sich die Qualität der Arbeit. Zuvor bestehend aus wechselnden Phasen höchster Arbeitsintensität und darauffolgend Phasen des Müßiggangs, mussten sich Industriearbeitende zunehmend an einen gleichförmigen Arbeitsrhythmus anpassen. Erst ab Mitte des Jahrhunderts setzte sich eine klare Regelung zu Arbeitsbeginn, Arbeitsende und Pausen durch.

Ihre Freizeit verbrachten viele Arbeiter\*innen in Wirtshäusern der Vororte, hier fanden sie Entspannung, sozialen Kontakt und elementarste Hygiene. Meist wurde ihre Freizeitgestaltung vom Alkoholkonsum begleitet. Erst um die Jahrhundertmitte kümmerte sich die Arbeiter\*innenbewegung, die eine proletarische Alltagskultur propagierte, um Freizeitangebote im Rahmen von Sport- und Bildungsvereinen, erste Erfolge zeigten sich in den 1860er Jahren (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 38).

#### **2.1.4.8 Armenwesen**

Die Massenarmut gehörte ab dem 18. Jahrhundert zum Alltagsbild in Österreich. Fahrendes Volk, Bettler\*innen und verwahrloste Kinder prägten das Bild der Straßen Wiens. Pfarren und Gemeinden waren zunächst für die Armenbetreuung zuständig, ab 1842 dann der Wiener Magistrat für alle öffentlichen Armenanstalten.

In der Zeit von 1810 bis 1848 wurden in Wien 22 Wohltätigkeitsvereine gegründet, denen meist hochadelige Persönlichkeiten vorstanden, was Angehörige der Aristokratie, des gehobenen und mittleren Bürgertums und reiche Jüd\*innen zu Spenden anregte. Die Vereine spendeten wiederum an das Kaiserhaus, welches damit die Armen unterstützte. Trotz der Hilfe in individuellen Notlagen blieb die Ursache der Armut dem Blick der Wohltätigkeitsvereine und Institutionen verborgen. Lösungsversuche hinsichtlich der sozialen Frage blieben den Massenparteien im späten 19. Jahrhundert vorbehalten (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 40).

Bis in die 1840er Jahre sah man Armut als persönliches Verschulden und nicht als Resultat struktureller sozialer Missstände. Mit den 1840er Jahren verbreitete sich allmählich die Ansicht von Armut als Produkt der prekären Beschäftigungsverhältnisse. Die Armutspolitik des Kaiserhauses beruhte bis in die 1860er Jahre weiterhin auf Repressivmaßnahmen, so war der Erhalt von Hilfen für Bedürftige an erzieherische Maßnahmen im Sinne einer Resozialisierung gebunden. Die Inanspruchnahme von Unterstützung bedeutete gleichsam die Kontrolle durch die hilfeleistenden Personen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 41).

#### **2.1.4.9 Kinderarbeit**

Trotz eines im aufgeklärten Absolutismus erlassenen Kinderschutzgesetzes und eines Arbeitsverbots für Kinder seit 1842 spielte Kinderarbeit ab der Protoindustrialisierung für Angehörige der sozialen Unterschicht eine wichtige Rolle. Aufgrund der niedrigen Löhne waren Familien darauf angewiesen, ihr Haushaltseinkommen durch arbeitende Kinder aufzubessern. Auch die Schulpflicht änderte nichts daran, dass Kinder ab ihrem siebten oder achten Lebensjahr ohne gesetzlichen Schutz und zu Niedrigstlöhnen bis zu 15 Stunden täglich in Fabriken arbeiteten (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 41).

### **2.2 Frauen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts**

#### **2.2.1 Frauenarbeit und Berufsmöglichkeiten**

Bereits lange vor dem Ersten Weltkrieg nahm die weibliche Erwerbstätigkeit stetig zu. Besonders in der Landwirtschaft war die Mitarbeit von Frauen als notwendige Arbeitskräfte etabliert. 1890 sind 69,4% der arbeitenden Frauen in der Landwirtschaft tätig, 12,3% in der Industrie, 7,4% im Handel und Verkehr und 10,9% in öffentlichen Diensten. Als ein wesentlicher Faktor für die steigende Frauenarbeit ist die wirtschaftliche Not zu nennen. Schon vor dem Krieg war in Österreich der weibliche Bevölkerungsanteil mit 1036 Frauen auf 1000 Männer höher als der männliche. In Wien waren es sogar 1086 Frauen auf 1000 Männer. Es war aus wirtschaftlicher Sicht kaum mehr möglich, sich der Arbeitskraft dieser wachsenden Bevölkerungsgruppe zu verwehren (Boschek, 1930, S. 8). Mit der zunehmenden Mechanisierung der Produktionsprozesse konnten gelernte Arbeitskräfte durch ungelernete, wie Muskelkraft durch Maschinen ersetzt werden. Frauen waren hier vor allem wegen ihrer niedrigen Löhne als Arbeitskräfte attraktiv. Die weiblichen Niedriglöhne, häufig verdienten Frauen für die gleiche Arbeit 30-40% weniger als Männer, führten zur allgemeinen Senkung des Lohnniveaus, weshalb die Frauenarbeit stark kritisiert wurde. Gleichzeitig ermöglichte erst sie die Massenproduktion und die Herstellung von billiger Ware (Boschek, 1930, S. 9).

Der Anteil an berufstätigen Frauen war in Wien als Industrie- und Dienstleistungsstadt konstant hoch (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 25). Der Großteil der Frauen arbeitete zwar unbezahlt im Haushalt, trotzdem gab es eine breite Palette an weiblichen Berufen. So gingen im Jahr 1870 47% der Wienerinnen einer Erwerbstätigkeit nach, viele von ihnen waren junge, ledige Zuwanderinnen und arbeiteten als Hilfsarbeiterinnen in Gewerbebetrieben, in der Textil- und Bekleidungsindustrie, im Gast- und Reinigungsgewerbe, im Bäckerei- und Zuckerbäckereigewerbe, als Verkäuferinnen, Ladenmädchen und Dienstbotinnen. Die Arbeitsbedingungen waren schlecht, bei geringer Bezahlung arbeiteten sie 16 bis 17 Stunden täglich. Vom zünftig organisierten Handwerk, mit besserer Bezahlung und geregelten Arbeitsbedingungen, blieben Frauen ausgeschlossen (Buchmann & Buchmann, 2006, S. 26).

In den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg zeichnen sich einige Veränderungen im Bereich der Frauennarbeit ab. Auffällig ist dabei die vermehrte Berufstätigkeit von verheirateten Frauen (Österreichische Statistik, 1916, S. 80) und die Zunahme von selbstständig arbeitenden Frauen. Eine Gewerbebezahlung aus dem Jahr 1902 erfasse 180 Fabrikbesitzerinnen in Österreich, demgegenüber standen 13.580 Fabrikbesitzer.

Ebenfalls zu erwähnen ist der starke Zustrom junger Mädchen zur Fabrikarbeit. Zuvor häufig als Haushaltsgehilfinnen oder Dienstbotinnen arbeitend mit größerer persönlicher Verbundenheit zum Arbeitsplatz, bevorzugten sie nun die selbstständige Fabrikarbeit. Im Dienstbot\*innenbereich unterstanden sie weiterhin den Einschränkungen und dem Züchtigungsrecht durch Arbeitgeber\*innen, weiters machten Abhängigkeiten, wie das Wohnen im Haus der Arbeitgeber\*innen, die Tätigkeit zunehmend unattraktiver. Die weibliche Fabrikarbeit stand jedoch stark unter Kritik. Durch das Abweichen der Frauen von ihrer „natürlichen“ Tätigkeit im Haus und ihrer Zuwendung zur Ungebundenheit der Fabrikarbeit wurde ein Sitten- und Kulturverfall befürchtet (Zeitung für die erwerbenden christlichen Frauen und Mädchen, 1918–1920, August 1919, S. 4). Weiters entstanden mit der fortschreitenden Mechanisierung und Technisierung der Gesellschaft eine Reihe von neuen Berufsfeldern, in denen Frauen tätig wurden, beispielsweise im Verwaltungs- und Dienstleistungsbereich, im Lehrbereich, in der Krankenpflege, als kaufmännische Angestellte und Telefonistinnen. Diese Berufe entwickelten sich in den folgenden Jahren zu „typischen“ Berufen von Frauen (Hoffmann & Mitterauer, 1974, S. 225).

Ebenfalls zu erwähnen ist die Heimarbeit als eine der häufigsten weiblichen Beschäftigungsformen (Leichter, 1923, S. 3). Bei der Heimarbeit handelte es sich um Tätigkeiten, die von zu Hause ausgeübt werden konnten. Typische Gewerbearten für die Heimarbeit waren die Wäschekonfektion, die Federn- und Spitzenerzeugung, die Putzmacherei, die Wäscherei und die Seidenspinnerei (Theimer, 1909, S. 42). Für zahlreiche Frauen war es üblich, nach der Geburt von einem oder mehreren Kindern die Arbeit in der Fabrik aufzugeben und die Heimarbeit aufzunehmen (Lemberger, 1907, S. 100). Zum Teil wurde die Heimarbeit mit dem Gedanken, dass sie Müttern die Möglichkeit gäbe, während der Arbeit ihre Kinder zu versorgen, befürwortet. Dabei sahen sich heimarbeitende Mütter häufig gezwungen, ihre Kinder zugunsten der Arbeit zu vernachlässigen oder sie als zusätzliche Arbeitskraft einzubinden. So gab es auch Kritik an der Heimarbeit, die aufgrund der schlechten Arbeitsbedingungen bis zur Forderung eines Verbots reichte (Lemberger, 1907, S. 147).

Bei genauerem Blick auf die Frauennarbeit im 19. und 20. Jahrhundert wird klar, dass diese sehr unterschiedliche Lebensrealitäten beinhaltete. Je nach Grad des Wohlstands einer Familie sahen diese anders aus, und es waren die Aufgaben und Tätigkeiten der Frauen wie Ehepartner unterschiedlich organisiert. Deshalb soll im Folgenden die Frauennarbeit im Kontext der gesellschaftlichen Schicht betrachtet werden.

So war es in der bäuerlichen Familie für die Bewirtschaftung des Betriebs notwendig, dass Frau und Mann Arbeitsaufgaben übernahmen, wobei der Mann als Oberhaupt über die Aufgabenteilung

bestimmte (Möller, 1969, S. 11). Es war klar festgelegt, worin die Arbeit der Frau bestand, die Arbeitsteilung war durch einen rational-praktischen Zugang geprägt. Nachdem die Frau durch Geburten und die Pflege der meist zahlreichen Kinder für längere Zeit an das Haus gebunden war, kamen ihr Tätigkeiten im und um das Haus zu, während der Mann die „Außertätigkeiten“ übernahm (Mitterauer, 1974, S. 32).

Im Haus des Kaufmanns war es hingegen aus wirtschaftlichen Gründen nicht notwendig, beide Rollen zu besetzen, die Frau wurde durch Dienstpersonal in ihren Tätigkeiten entlastet. Es war auch die Frau in der Handwerksfamilie nicht direkt an der Produktion beteiligt und gänzlich für die Führung des Haushaltes verantwortlich. Da meist Mitarbeitende im Haushalt der Familie lebten, waren die Haushaltsaufgaben der Frau in diesem Sektor umfangreich, für Lehrlinge vertrat sie zusätzlich die Mutterrolle (Mitterauer, 1974, S. 30).

Die Rolle der Frau im Adel sah im Verhältnis zu den niedrigeren sozialen Schichten anders aus. Da der Adel keiner produktiven Arbeit nachging, wurde die Ehegattin nicht als Arbeitskraft benötigt. Hier ging es vielmehr um repräsentative Zwecke, Rang und Ansehen. Das Ehepaar vertrat die Familie oder „das Haus“ nach außen hin, und ein gebildeter Mann benötigte für diese Aufgabe eine gebildete Frau. Mit Haushaltstätigkeiten hatte eine adelige Frau kaum zu tun, sie konnte sich einigermaßen frei und selbstständig bewegen (Elias, 1969, S. 80).

Im Haushalt der Arbeiterfamilie des 19. Jahrhunderts gab es die Aufgabenteilung in weiblich besetzte häusliche Tätigkeiten und männlich besetzte versorgende Aufgaben nicht mehr. Beide Eheleute gingen einer erwerbstätigen Arbeit nach, ihre hauswirtschaftlichen Funktionen wurden vernachlässigt und Kinder vorwiegend als Kostenfaktor angesehen (Planck, 1964, S. 59).

Frauenarbeit veränderte sich in den letzten Jahrzehnten vor Kriegsbeginn deutlich. Die Zahl der arbeitenden Frauen nahm zu, sie entwickelten sich von der unqualifizierten Hilfskraft zur qualifizierten Arbeitskraft, organisierten sich in Gewerkschaften, um sich für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Mutterschutz, Einschränkung der Nachtarbeit, Schutz gegen Gesundheitsgefahren und gegen den Lohndruck einzusetzen (Boschek, 1930, S. 18).

### **2.2.2 Frauenarbeit im Ersten Weltkrieg, ein Umschwung?**

Die Zeit um den Kriegsbeginn war zunächst durch hohe Arbeitslosigkeit gekennzeichnet. Für Österreich gibt es zwar keine Zahlen, allerdings waren in Deutschland zu Kriegsbeginn rund ein Drittel der arbeitenden Frauen arbeitslos. Immer mehr Männer wurden an die Front abgezogen, diese Entwicklung nahm mit dem Fortschreiten des Krieges weiter zu, und so wurde die Abwesenheit der männlichen Arbeitskräfte im Zweiten Kriegsjahr sehr deutlich spürbar. Die Arbeitskraft der Frauen und ihr Einsatz in nicht typisch weiblichen Berufen wurde damit unverzichtbar (Freundlich, 1930, S. 19). Die Industrie wurde zunehmend auf die Kriegserfordernisse und den Bedarf des Heeres umgestellt, Bedarf gab es

vor allem an Bekleidung, Medikamenten, Verbandszeug, Waffen, Munition, Bau- und Schanzmaterial und Nahrungsmitteln. Betriebe waren dazu aufgerufen, ihre Produktion nach Möglichkeit auf diesen Bedarf umzustellen (Winkler, 1930, S. 36).

Die Arbeitskraft der Frauen war dringend nötig, gleichzeitig verschlechterten sich die Arbeitsbedingungen aufgrund des Arbeitskräftemangels massiv. Die Arbeitszeiten dehnten sich nicht selten auf 15–18h pro Tag aus (Adler & Hanusch, 1927, S. 248), das Gesetz über die Sonn- und Feiertagsruhe wurde kurz nach Kriegsbeginn aufgehoben, und auch das Verbot der Nachtarbeit wurde 1915 abgeschafft (Adler & Hanusch, 1927, S. 420). Anders als in Deutschland gab es in Österreich zwar kein Gesetz, das Frauen zur Arbeit verpflichtete, sie waren jedoch von offizieller Seite angehalten, sich freiwillig Arbeit zu suchen. Weiters waren viele Frauen trotz der unattraktiven Arbeitsbedingungen durch die Not zur Arbeit gezwungen. Die meisten Familien verloren durch die Einberufung das höhere Einkommen des Vaters. Hinzu kam, dass die Kriegsunterstützungen, die Frauen erhielten, bewusst nicht angehoben wurden, um sie als Arbeitskräfte zu gewinnen (Freundlich, 1930, S. 19). Sie arbeiteten als „Soldaten des Hinterlands“ unter menschenunwürdigen Bedingungen in bisher männlich besetzten Berufen häufig als Hilfskräfte in Munitionsfabriken, im Verkehrsdienst, als Schaffnerinnen, Briefträgerinnen, Kraftwagenführerinnen, in der Wagenreinigung, im Bergbau, Transportwesen sowie in der Metall- und Maschinenindustrie an Drehbänken, Bohr- und Fräsmaschinen (Freundlich, 1930, S. 20). Ihre Löhne waren auch während des Krieges um 30-70% niedriger als die der Männer, obwohl immer mehr Frauen zu qualifizierten Arbeitskräften ausgebildet wurden. Sie stiegen als Fachkräfte zwar in höhere Lohnklassen auf, doch trotz der gestiegenen Löhne verdienten Frauen in denselben Berufen weniger als ihre männlichen Kollegen. Hinzu kam, dass ihnen ungeachtet ihrer Stellung als Alleinernehrerinnen ihrer Familien die Kriegszulagen, die durch die Teuerungen des Kriegs notwendig waren, verkürzt oder entzogen wurden, während sie Männern ausgezahlt wurden (Freundlich, 1930, S. 22). Winkler beschreibt eine Veränderung von der mithelfenden zur selbstständig erwerbstätigen Frau sowohl aufgrund ihrer Berufstätigkeit in sogenannten Männerberufen als auch durch die Übernahme der Betriebe ihrer Männer (Winkler, 1930, S. 30). Daniel (1989, S. 260) beschreibt zusätzliche Faktoren, die die Arbeitsaufnahme von Frauen während des Kriegs unattraktiv machte oder erschwerte. So bemühten sich viele Betriebe, ihre Facharbeiter aus dem Krieg zurückstellen zu lassen. Frauen wussten also, dass ihre Tätigkeit nur vorübergehend sein würde, und hatten wenig Chancen auf dauerhafte Übernahme in die männlich dominierten und vor allem besser bezahlten Berufe. Außerdem waren viele der nicht erwerbstätigen Frauen nicht arbeitslos, sondern arbeiteten im Haushalt. Sie versorgten und pflegten ihre Familien und Angehörige und waren in diesem Bereich kaum zu ersetzen, selbst wenn Frauen es schafften, sich von den Haushalts- und Versorgungstätigkeiten freizumachen, war der verbleibende Lohn der Erwerbsarbeit kaum den Aufwand wert. Sie versuchten, ihre Angehörigen über Arbeits- und Familienförderungen zu ernähren und übernahmen zusätzlich Heimarbeitsaufträge, um sich über Wasser halten zu können. Hinzu kam die im Laufe des Krieges immer notwendiger werdende Herbeischaffung von Konsumgütern durch Eigenarbeit (Daniel, 1989, S. 260).

Die selbstständig wirtschaftenden Frauen im Ersten Weltkrieg sahen sich mit diversen Vorwürfen konfrontiert: Sie seien zu verschwenderisch, würden sich der notwendigen Arbeit verweigern, ihre Kinder vernachlässigen, ihre Männer betrügen und ganz allgemein zu anspruchsvoll sein. Außerdem fehle es ihnen, ganz dem geltenden Geschlechterbild entsprechend, an den nötigen hauswirtschaftlichen Kenntnissen, um sich in der schwierigen Ernährungssituation des Krieges zurechtzufinden, und es fehle ihnen die Fähigkeit, nicht nur das Wohl der eigenen Familie, sondern auch jenes der Gesamtgesellschaft im Blick zu behalten (Daniel, 1989, S. 272).

Waren die Arbeitsbedingungen schon vor dem Krieg prekär, so verschlechterten sie sich während des Krieges drastisch. Zwar bekamen Arbeiterinnen teilweise Zugang zu männlich dominierten Berufsfeldern, gleichzeitig waren ihre Löhne niedrig, die Arbeitszeiten lang, der Arbeitsschutz aufgehoben und die Arbeit selbst mühselig. An dieser Stelle ist auch die Doppelbelastung durch die Erwerbsarbeit und die Versorgungstätigkeit in den Familien und im Haushalt zu erwähnen.

### ***2.2.3 Nach dem Ersten Weltkrieg & Auswirkungen auf die Frauenemanzipation***

Nach Kriegsende kehrten die verbliebenen Männer von der Front zurück und nahmen die Arbeit in ihren Betrieben wieder auf. Als Hilfskräfte waren Frauen einfach zu ersetzen und verloren ihre Arbeitsstellen. Die Zeit nach Kriegsende bedeutete also für viele Frauen erneut ein Abrutschen in die Arbeitslosigkeit. Die Industrie musste ebenfalls wieder umgestellt werden auf die Friedenswirtschaft, die Produktionszweige für die Kriegsindustrie wurden nun nicht mehr benötigt, was zunächst weniger Auslastung oder Stillstand für die Industrie bedeutete. Frauen wurden von offizieller Seite aufgefordert, ihre Stellen zurückzulegen und in ihre vor dem Krieg ausgeübten Tätigkeiten zurückzukehren, wie ein Erlass des deutschösterreichischen Staatsamtes für soziale Fürsorge von 1919 besagt. Zusätzlich wurden sie durch die veränderte Wirtschaftslage und die rückkehrenden Männer dazu gezwungen, teilweise traten sie freiwillig von ihren Stellen zurück (Leichter, 1927, S. 16).

Neben dem Stillstand der Industrie und der hohen Arbeitslosigkeit nach Kriegsende herrschte eine ansteigende Lebensmittelknappheit. Im Krieg hatte sich die Anbaufläche für Lebensmittelerzeugung verringert, der Lebensmittelbedarf der Wiener Bevölkerung konnte nicht einmal zur Hälfte gedeckt werden (Otruba, 1968, S. 12).

Viele Frauen hatten durch den Krieg ihren besserverdienenden Partner verloren und konnten durch diesen Umstand und die wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Veränderungen nicht, wie gefordert, in die Hausarbeit zurückkehren. Eine weitere Erschwernis waren die Teuerungen und die massive Geldentwertung. Diese Kombination von wirtschaftlichen Problemen bildete regelrecht einen Antrieb zur Erwerbstätigkeit, sodass nach einer kurzen Zeit erhöhter Arbeitslosigkeit die Zahl der arbeitenden Frauen wieder anstieg. (Leichter, 1927, S. 17). Eine Berufszählung von 1923 bildete, neben einer erneuten, leichten Zunahme der Frauenarbeit, eine Umschichtung der Tätigkeitsbereiche ab. Während 1910 von 100 Frauen in Wien 35 berufstätig waren, waren es 1923 36. Die Umschichtung in Wien zeigte

eine Abnahme der häuslichen Arbeit und eine Zunahme der Fabriksarbeit sowie im ländlichen Bereich eine Bewegung von der Landarbeit zur Industriearbeit. Während im Jahr 1910 von 100 berufstätigen Wiener Frauen 36 im häuslichen Dienst, 40 in der Industrie, 17 im Handel und 6 im öffentlichen Dienst arbeiteten, waren es 1923 bereits 25 im häuslichen Dienst, 42 in der Industrie, 23 im Handel und 10 im öffentlichen Dienst (Leichter, 1930, S. 29).

Die Auswirkungen des Krieges auf die weibliche Erwerbstätigkeit sind bei genauerer Betrachtung schwer zu beurteilen und müssen differenziert untersucht werden. Frauen haben bereits vor dem Krieg teilweise begonnen, in männlich besetzten Berufen zu arbeiten und sich aus dem häuslichen Dienst zurückzuziehen, diese Entwicklung prägte sich mit dem Krieg weiter aus. Es ist jedoch kaum allgemein festzustellen, in welchem Rahmen der Krieg diese Entwicklungen beschleunigt hat und welche Chancen für die Emanzipation daraus hervorgingen. Laut einer Umfrage in der Metallindustrie wollten dort eingestellte Frauen ihre Arbeitsplätze auch nach dem Krieg behalten, was darauf schließen lässt, dass Frauen den Dienst in männlich dominierten Berufen als subjektive Verbesserung wahrnahmen (Daniel, 1989, S. 261). Die Entwicklung, die die Frauenarbeit ohne den Krieg genommen hätte, lässt sich nur an den Tendenzen der Vorkriegszeit erahnen. Da sich die Frauenarbeit nicht isoliert entwickelte, muss der Einfluss des Krieges und zahlreicher anderer Faktoren mitbedacht werden. In Bezug auf den Krieg lässt sich festhalten, dass dieser wirtschaftliche wie gesellschaftliche Entwicklungen beschleunigt, aufgehalten und verändert hat. In welchem Ausmaß er das getan hat, ist nicht genau zu sagen und lässt sich nur aufgrund des Vergleichs der Zeit vor und nach dem Krieg abschätzen (Bauer, 1998, S. 52).

Eine Veränderung zeigt sich im Bereich der Lohnarbeit, wo für Frauen durch den Krieg mehr Möglichkeiten entstanden, um beruflich tätig zu werden. In der Reproduktionsarbeit blieb die Geschlechterordnung unverändert bestehen, und es lässt sich keine Veränderung erkennen. Frauen übernahmen den Großteil des Alltagsmanagements und waren auch neben ihrer Erwerbstätigkeit weiterhin für den Haushalt, die Familie und die Kinder zuständig (Bauer, 1998, S. 59). Auch Thébaud (1995, S. 88) benennt die fehlende längerfristige Auswirkung des Krieges auf das Aufbrechen des Geschlechterverhältnisses. Sie geht noch einen Schritt weiter und schreibt dem Krieg eine restabilisierende Wirkung auf die Geschlechterordnung zu, welche die Frauen an ihren „natürlichen“ Platz zurückwies, und beschreibt den Sommer 1914 als jenen, der die Geschlechter nach den Rollenkämpfen der Vorkriegszeit wieder streng trennte und eine gewisse Harmonie erzeugte (Thébaud, 1995, S. 35-38).

Rigler (1976, S. 156) versteht den Einfluss des Krieges dagegen vor allem in der Zerstörung traditioneller Leitbilder. Sowohl Frauen als auch Männer wurden durch den Krieg in neue Tätigkeitsbereiche gedrängt, und so entstand eine bewusst wie unbewusst ablaufende Veränderung der traditionellen Leitbilder. Sie nennt in diesem Zusammenhang die Frauenarbeit, die im Krieg bewusst zur nationalen Pflicht erklärt wurde und unbewusst Vorurteile entstehen ließ, da sich Frauen nun unerwartet in männlichen Tätigkeitsbereichen bewiesen (Rigler, 1976, S. 156).

Den Krieg als eine Aufwertung der Frauenarbeit im Dienst der vaterländischen Kriegswirtschaft nennt Daniel (1989, S. 261) und unterstreicht die öffentliche Resonanz, die Frauen durch ihre beruflichen Tätigkeiten erhielten. Sie versteht diese Entwicklung als Möglichkeit zu mehr beruflichem und persönlichem Selbstbewusstsein und somit als Beitrag zur weiblichen Emanzipation.

Der Einfluss des Krieges auf die Frauenemanzipation ist ein komplexes Thema und differenziert zu betrachten. Der Erste Weltkrieg brachte viele schwerwiegende Veränderungen mit sich, die im Kontext des Krieges als notwendig erachtet, jedoch nach Kriegsende größtenteils wieder rückgängig gemacht wurden. Der Weg der Frauenemanzipation ist gekennzeichnet von zahlreichen Fort- und Rückschritten, die sich nicht in allen gesellschaftlichen Schichten gleichzeitig durchgesetzt haben. So kann auch der Krieg mit seinem Arbeitseinsatz der Frauen als ein Schritt in Richtung Gleichberechtigung verstanden werden, dessen Auswirkungen nicht unmittelbar und nicht in allen Bereichen sofort sichtbar wurden (Bauer, 1998, S. 60).

#### **2.2.4 Mädchen- und Frauenbildung**

Zunächst ist zu erwähnen, dass die Frauenbildung im Österreich des 19. und 20. Jahrhunderts eng mit der Frauenbewegung und der Arbeiter\*innenbewegung verbunden war. Schon hier wird deutlich, dass erneut die soziale Schicht, in die Mädchen und Frauen geboren wurden, eine wesentliche Rolle spielte. Widmete sich die Frauenbewegung hauptsächlich den Forderungen der bürgerlichen Frauen nach Bildung, Recht auf Arbeit und finanzieller Unabhängigkeit, fokussierte sich die Arbeiter\*innenbewegung auf die Verbesserung der Lebensumstände von Arbeiterinnen. Frauen aus dem proletarischen Milieu brauchten nicht um ihr Recht auf Arbeit zu kämpfen, da sie aus der existenziellen Not heraus vielfach zur Berufstätigkeit unter menschenunwürdigen Umständen gezwungen waren. Bürgerliche Frauen setzten sich für die Öffnung von Schulen für Mädchen, für ihr Recht auf Arbeit, ihr Recht auf eine unabhängige wirtschaftliche Existenz und ihr Recht auf politische Mitbestimmung ein. Diese Frauen waren wirtschaftlich abhängig von ihren Ehemännern, sie durften nicht über die finanziellen Mittel ihrer Familie verfügen und nicht arbeiten gehen (Fickert, 1902, S. 162). Heinisch (1930, S. 14) erzählt anhand eines persönlichen Beispiels, dass sie gemeinsam mit einer bürgerlichen Freundin, deren Mann erkrankt war und dadurch erwerbsunfähig geworden war, nach einer Erwerbsmöglichkeit für diese suchte. Trotz ihrer Fähigkeit, mehrere Sprachen zu sprechen, musikalischer Kompetenzen und umfangreicher Überlegungen konnten sie keine passende Erwerbsmöglichkeit ausmachen. Sie stellt anhand dieser Erläuterung fest, dass verwitwete Arbeiterinnen im Gegensatz zu verwitweten bürgerlichen Frauen weiterhin ihre Familie ernähren können und es für bürgerliche Frauen keine, dem Lohn und der sozialen Stellung ihrer Männer entsprechenden Erwerbsmöglichkeiten gibt (Heinisch, 1930, S. 14).

So wird die Frauenfrage in bürgerlichen Kreisen vor allem als Bildungsfrage verstanden, da die enge Verknüpfung von Schule und Erwerb eine Reihe an Existenzfragen mit sich bringt (Fickert, 1902, S. 163).

Karl (2011/2020, S. 21) schreibt dazu, dass die einzige gesellschaftlich akzeptierte außerhäusliche Tätigkeit für Frauen aus Mittel- und Oberschicht ein ehrenamtliches karitatives Engagement war.

Der erste Arbeitsbereich, in dem Frauen höherer Schichten ausgebildet wurden, waren pädagogischen Berufe. Weibliche Angehörige jener Schichten waren als Erzieherinnen, Lehrerinnen und als Elementarpädagoginnen tätig. Diese Ausbildungsmöglichkeiten galten auch für Töchter des höheren Bürgertums sowie der höheren Beamtschaft als adäquat (Bächer, 1930, S. 258). Da die Akzeptanz von Frauen in anderen Bereichen wie der Medizin oder Justiz erst später folgte, liegt die Vermutung nahe, dass die Tätigkeit von Frauen in pädagogischen Berufen eher akzeptiert wurde, weil sie dem patriarchalen Frauenideal entsprach und nicht mit den vorherrschenden Wertevorstellungen gegenüber Frauen in Konflikt trat. Weiters hatte die erzieherische Tätigkeit von Frauen bereits eine gewisse Tradition, waren sie doch schon im Mittelalter als „Zuchtmeisterinnen“ für die Erziehung von Mädchen in Klöstern oder adeligen Familien tätig, später als Gouvernanten und auch in ihren eigenen Familien für die Kindererziehung zuständig (Pfaff, 1930, S. 293).

Seit 1774 war die von Maria Theresia erlassene Schulpflicht für Mädchen und Jungen im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren in Kraft. Die Schulordnung verpflichtete Kinder dazu, am Unterricht teilzunehmen, sie konnten jedoch zu Hause oder in öffentlichen Schulen unterrichtet werden. Zahlen aus dem Jahr 1770 zeigen, dass vor Einführung der Unterrichtspflicht lediglich 24% der schulfähigen Kinder den Unterricht in öffentlichen Schulen wahrnahmen und bis zu 30% zu Hause unterrichtet wurden (Schima, 2007, S. 76). Obwohl die Schulpflicht für Kinder beider Geschlechter galt, zeigt eine historische Analyse, dass Eltern der Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit ihrer Töchter kritisch gegenüberstanden. Selbst dann, wenn diese für die Familie finanziell notwendig war. Diese Analyse zeigt weiters, wie sehr die Sozialisierung in Familie und Schule Einfluss auf die Berufswahl, die Einstellung gegenüber Berufstätigkeit und die Entwicklung im beruflichen Umfeld nahm. Diverse Bildungswege und Berufe blieben Mädchen und Frauen, je nach Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht, zunächst verwehrt (Rigler, 1976, S. 158).

Die detaillierte Beschreibung der Entwicklung der österreichischen Frauenbildung ist für den Rahmen dieser Arbeit zu umfangreich, es folgt im Weiteren ein überblicksartiger Abriss dieser Entwicklungen.

Bis zum Reichsvolksschulgesetz 1869 galt die Schulpflicht nach Maria Theresia für Mädchen und Jungen zwischen dem 6. bis zum 12. Lebensjahr. Volksschulen waren größtenteils nach Geschlechtern getrennt (Fickert, 1902, S. 167). Das Reichsvolksschulgesetz bringt neben der Trennung der Schule von der Kirche die Verlängerung der Schulpflicht bis zum 14. Lebensjahr und die Reduktion des Unterrichts in Sprache und Rechnen sowie die Aufhebung des verpflichtenden Turnunterrichts in Mädchenvolksschulen (Lanzer, 1930, S. 428). Die gestrichenen Unterrichtsstunden sollten mit „klassisch weiblichen“ Tätigkeiten wie zusätzlichem Handarbeitsunterricht gefüllt werden (Fickert, 1902, S. 165). Nach dem Besuch der Volksschule folgte der Wechsel in die Mittel- oder Hauptschule. Der Unterricht von Mädchen und Jungen wurde nach unterschiedlichen Lehrplänen abgehalten, vor allem in der Hauptschule

wurde dieser entsprechend der „weiblichen Eigenart“ gestaltet, und Mädchen hatten weniger Unterrichtsstunden in Naturlehre, Geschichte, Zeichnen und Turnen. Die übrigen Stunden wurden durch Handarbeitsunterricht aufgefüllt. Neben der geringeren Stundenanzahl in bestimmten Fächern wurden auch Unterrichtsinhalte an die „weibliche Eigenart“ angepasst, so lernten Mädchen beispielsweise im Chemieunterricht über diverse Putzmittel, während diese Inhalte Jungen vorenthalten blieben (Lanzer, 1930, S. 429). Im Anschluss an die Unterstufe gab es für Mädchen und Jungen drei Arten von Mittelschulen: das Gymnasium, in dem die Fremdsprachen Latein und Griechisch unterrichtet wurden, das Realgymnasium, in dem neben Latein eine lebende Fremdsprache (Englisch oder Französisch) unterrichtet wurde und die Realschule, in der zwei lebende Fremdsprachen unterrichtet wurden. Für Mädchen gab es zusätzlich eine speziell für Frauen geschaffene Mittelschule, die Frauenoberschule. Neben der Vermittlung der notwendigen Allgemeinbildung wurde Schülerinnen zusätzlich Wissen in Bezug auf die Ausbildung in Frauenberufen vermittelt. Diese Tätigkeiten waren in Bereichen der Fürsorge, Volkspflege, im häuslichen Wirkungskreis oder im wirtschaftlichen Bereich. Der Lehrplan dieser Schulen enthält Fächer wie Kochen, Nähen, Hauswirtschaftslehre, Erziehungslehre, Kinderpflege- und Fürsorge (Lanzer, 1930, S. 430). Zusätzlich gab es diverse Gewerbe- und Fortbildungsschulen, die sich auf eine praktische Berufsausbildung fokussierten. Auch in diesem Bildungsbereich gab es dezidierte Frauenschulen, die sich der „weiblichen Eigenart“ und der Ausbildung der ihr zugeschriebenen spezifischen Kompetenzen widmeten, beispielsweise: Haushaltungsschulen oder Fürsorge- und Krankenpflegesschulen (Lanzer, 1930, S. 439). Für Mädchen aus dem proletarischen Milieu war es besonders schwer, sich Mittelschulbildung anzueignen, da es sich ihre Eltern nicht leisten konnten, jahrelang ihre bereits erwerbsfähigen Kinder zu erhalten und auf ihren Verdienst zu verzichten (Lanzer, 1930, S. 430).

Mädchen war es bis ins ausgehende 19. Jahrhundert trotz des Besuchs eines Gymnasiums nicht erlaubt, die Matura zu absolvieren und an Universitäten als ordentliche Hörerinnen zu studieren. Die höhere Bildung von Mädchen und Frauen war privaten Initiativen überlassen, und Schulen zur höheren Mädchenbildung wurden kaum staatlich subventioniert. Im Gegensatz dazu wurde die Bildung von Jungen und Männern von der Unterrichtsverwaltung organisiert und staatlich subventioniert (Fickert, 1902, S. 174). Durch die fehlende staatliche Unterstützung waren Frauen auf Selbsthilfe angewiesen, und mit der Ausbreitung der Arbeiter\*innen- und Frauenbewegung ging die Gründung von Frauenvereinen einher. Die Vereine organisierten die Gründung und Errichtung von Schulen, um den Mädchen Zugang zu höherer Bildung zu ermöglichen und sie auf das Hochschulstudium vorzubereiten. Das erste Mädchengymnasium wurde 1892 als Privatgymnasium im ersten Wiener Gemeindebezirk errichtet, die Prüfungen mussten Mädchen aufgrund des fehlenden Öffentlichkeitsrechts zunächst an anderen Schulen ablegen. Im Laufe der Jahre wurden zahlreiche Frauenvereine gegründet, die sich für unterschiedliche Frauenanliegen einsetzten. Diese Vereine engagierten sich neben der Errichtung von Schulen in der Frauenfürsorge, der Wohlfahrtspflege, der Gleichberechtigung, der Eroberung neuer Frauenberufe und vielen weiteren Bereichen (Heinisch, 1930, S. 17). Ein Erlass des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 11.12.1900, der für sämtliche Landesschulbehörden galt, erschwerte den

Frauenvereinen, neben der fehlenden staatlichen Unterstützung, zusätzlich die Organisation von Mädchengymnasien. Dieser Erlass hob die Freiheit der privat organisierten Schulen in Bezug auf die Gestaltung des Lehrplans auf. Naturwissenschaftliche und mathematische Fächer wurden eingeschränkt, während die sprachliche Bildung neben dem Religionsunterricht hervorgehoben wurde und das größte Stundenausmaß erhielt. Die Mädchenschulen waren trotz ihrer privaten Finanzierung an die vorgegebenen Lehrpläne gebunden, die sich stark von denen in Jungengymnasien unterschieden (Fickert, 1902, S. 175).

Durch den Einsatz der Frauenvereine und dem damit zunehmenden Bedarf an Mädchen- und Frauenbildung folgte am 23. März 1897 die Verlautbarung des Ministeriums für Kultus und Unterricht über die Zulassung der ersten Frauen als ordentliche Hörerinnen an den philosophischen Fakultäten der österreichischen Hochschulen (Fickert, 1902, S. 184). Im Frühjahr 1899 stellte Dr. Edmund Bernatzik, Professor an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, den Antrag auf Zulassung von Frauen an der juristischen Fakultät. Der Antrag wurde genehmigt, und der Antragsteller mit der Ausarbeitung eines Gutachtens beauftragt. Dieses Gutachten widerlegte die vorgebrachten Gründe gegen die Studienzulassung des weiblichen Geschlechtes. Am 3.9.1900 folgte nach neuerlichen Petitionen der Frauenvereine die Verlautbarung des Ministers für Kultus und Unterricht über die Zulassung von Frauen zu medizinischen Studien und zum Doktorat der gesamten Heilkunde und die Zulassung von Frauen zu pharmazeutischen Berufen (Fickert, 1902, S. 185). Vor 1897 war Frauen der Besuch von Vorlesungen nur eingeschränkt erlaubt gewesen. Als Hospitantinnen konnten sie Vorlesungen beiwohnen, jedoch keine Prüfungen ablegen und auch keinen akademischen Grad erhalten. Trotz der Zulassung als ordentliche Hörerinnen an der philosophischen Fakultät blieb die Vorbildung zum Studium an der Universität eine Hürde. Gymnasien für Mädchen existierten trotz der Erfolge der Frauenvereine nur vereinzelt, und sie erlernten dort meist nur moderne Sprachen. Für das Studium benötigten sie aber Griechisch und Latein, weshalb sie sich diese vor dem Studium selbstständig aneignen und eine Prüfung darüber ablegen mussten, bevor sie an der Universität als ordentliche Hörerinnen zugelassen werden konnten (Dopsch, 1927, S. 6). Durch den aktivistischen Einsatz der Frauenvereine lassen sich innerhalb weniger Jahrzehnte große Fortschritte in der Frauenbildung erkennen. Mit den Erfolgen in Richtung Gleichberechtigung beginnt das traditionelle Wertebild der Frau zu wackeln, und es gab zahlreiche Kritiker\*innen, die sich mit unterschiedlichsten Argumenten gegen die Bildung und Gleichberechtigung der Frau aussprachen. Einzelne dieser Argumente werden im Folgenden kurz angeführt, um zu verdeutlichen, mit welchen Absurditäten Frauenvereine um die Jahrhundertwende konfrontiert waren.

Beispiele für antifeministische Argumentationen sind unter anderem, dass das Studium von Frauen eine verringere Fruchtbarkeit verursache und damit eine Gefahr für die Nation sei (Geschwendtner, 1928, S. 417, nach Rigler, 1976, S. 74) oder die Schlussfolgerung, dass Frauen aufgrund ihres kleineren und leichteren Gehirns weniger intelligent wären als der Mann und ein Studium nicht bewerkstelligen könnten. Andere Argumente beziehen sich auf die „Gefühlsbetontheit“ der Frau und der damit

eingehenden Unfähigkeit zu rationalen Analysen und unterstellen Frauen eine Neigung zur Pedanterie (Rigler, 1976, S. 74). Die Sorge um die Gefährdung der Institution der Ehe (Rössler und Günther, 1958, S. 1315-1317, nach (Rigler, 1976, S. 74) wirkt im Vergleich zu den anderen Argumenten gewissermaßen zurückhaltend. Argumente wie diese haben in der patriarchalen Gesellschaft zum Teil lange Tradition und begleiten die Frauen trotz erster beachtlicher Erfolge in veränderter Form bis in die Gegenwart.

### **2.2.5 Frauenrechte**

Heinisch (1930, S. 13) beschreibt die rechtliche und soziale Stellung der weiblichen Bevölkerung im ausgehenden 19. Jahrhundert folgendermaßen: „... aber auch für uns gab es nur ein Vaterrecht, auch wir entbehrten aller höheren Schulen, auch wir durften kein Gewerbe selbstständig betreiben, konnten nicht Vormünder sein, durften nicht Solennitätszeugenschaft ablegen, sollten keiner politischen Versammlung beiwohnen; uns fehlten alle staatsbürgerlichen Rechte. Kurz, die Frauen waren in allem und jedem rechtlos.“

Eine ernüchternde Zusammenfassung, welche die Benachteiligung der Frauen deutlich hervorhebt. Der Mann war das Oberhaupt der Familie, er bestimmte zunächst als Vater über die minderjährige Tochter, später bestimmte der Ehemann wie ein Sachwalter über seine Familie und die Möglichkeiten, die Finanzen und die Berufstätigkeit seiner Ehegattin (Pitter, 1911, S. 2).

Obwohl sich die Frauenbewegung seit den revolutionären Ereignissen 1848 für das Frauenwahlrecht und die Gleichberechtigung der Frau eingesetzt hatte (Berghahn, 2019, S. 621), wurde Frauen zunächst kein eigenständiges Wahlrecht zugestanden, und ein Gesetz vom 15. November 1867 verbot Frauen neben „Ausländern“ und Minderjährigen die Mitgliedschaft in Vereinen (Fickert, 1910, S. 5). Das Wahlrecht sowie die Vereins- und Versammlungsfreiheit für alle Staatsbürger\*innen, ohne Unterschied des Geschlechts folgten erst wesentlich später, 1918 (Gamper, 2020, S. 3). Erst durch diese Errungenschaft wurde es Frauen zugestanden, politisch aktiv mitzubestimmen und ihre Anliegen als Wählerinnen, wie in politischen Funktionen, zu vertreten. Davor war Politik eine ausschließlich männlich besetzte Domäne. Appelt erwähnt in diesem Zusammenhang die Verschränkung von Geschlecht und Politik, in der Männeranliegen als Menschheitsanliegen ausgegeben werden. Sie sieht diese Verschränkung in der Konstruktion der Geschlechterverhältnisse begründet (Appelt, 1999, S. 10-13). Obwohl das Frauenwahlrecht einen großen Erfolg für die Frauen und Frauenbewegung bedeutete, war das Ziel der weiblichen Gleichberechtigung damit noch nicht erreicht, viel eher bedeutete es einen Anfang in Richtung Umstrukturierung der konservativen Geschlechterverhältnisse. Ein Prozess, der bis heute andauert und noch nicht abgeschlossen ist.

Im Laufe der nächsten Jahrzehnte folgten weitere Meilensteine in Bezug auf die Rechte der Frauen. So wurde 1974 der Schwangerschaftsabbruch bis zum 3. Schwangerschaftsmonat in Österreich liberalisiert und konnte 1975 nach Zustimmung durch den Verfassungsgerichtshof in Kraft treten. Ebenfalls

1975 wurde die partnerschaftliche Ehe im Zivilrecht verankert, und der Mann galt nun vor dem Gesetz nicht mehr als Oberhaupt der Familie (Ulrich, 2019, S. 144, nach Berghahn, 2019, S. 640). Frauen hatten nun beispielsweise die Möglichkeit, ohne die Zustimmung ihres Mannes einer Berufstätigkeit nachzugehen. 1989 wurde die Vergewaltigung in der Ehe strafbar, unverheiratete Mütter wurden verheirateten gleichgestellt, und beim Tatbestand der sexuellen Gewalt war die Verurteilung nicht mehr vom Verhalten des Opfers abhängig.

### **2.3 Das Verhältnis der Geschlechter**

Im 19. und 20. Jahrhundert gab es eine streng polarisierte Geschlechterordnung, gedacht wurde in binären Kategorien: männlich und weiblich. Abweichungen von diesen zwei Geschlechtern wurden als abnormal verstanden (Krautwald, 2021, S. 72). Zusätzlich waren die Tätigkeitsbereiche von Mann und Frau in öffentlich und privat unterteilt. Die Identität der Frau war eng mit der Mutterrolle verbunden und an die häusliche Sphäre geknüpft, während sich der Mann außer Haus bewegte und arbeitete. Die Einteilung der Geschlechter wurde mit der „Natur“ argumentiert, dabei galten die biologischen Unterschiede zwischen Männer- und Frauenkörpern als Belege für die jeweiligen Rollenzuschreibungen und die sich daraus ergebende gesellschaftliche Ordnung mit auffälliger Polarität (Bard, 2008, S. 2).

Krautwald (2021, S. 72) erwähnt, dass im 19. und 20. Jahrhundert noch nicht zwischen körperlichem und sozialem Geschlecht unterschieden wurde. Eine Frau war also aufgrund ihres biologischen Geschlechts mit klar vorgegebenen Zuschreibungen durch das soziale Geschlecht verknüpft, dies galt ebenso beim Mann. Die Frau wurde als schwach, passiv, emotional und impulsiv gesehen, während der Mann als intelligent, rational, aktiv und selbstbewusst verstanden wurde. Frauen waren abhängig von ihren Ehemännern, gleichzeitig bildete ihre Arbeit als Mütter und im Haushalt erst die Grundlage für die Unabhängigkeit der Männer. Weiters fanden sich die Geschlechterunterschiede nicht nur im sozialen Kontext, sondern auch im kulturellen (Zaretsky, 2009, S. 66). Es gab für Frauen kaum Möglichkeiten, sich in der Kunst oder der Wissenschaft zu verwirklichen, sie waren weitestgehend vom öffentlichen Leben ausgeschlossen (Orgler, 1974, S. 88). Die sozialen Zuschreibungen des Mannes fielen im Wesentlichen vorteilhafter aus als die der Frauen. Orgler (1974, S. 87) verdeutlicht die Unterschiede in Bezug auf die Minderwertigkeit der Frau folgendermaßen:

„Schon in dem Ausdruck des „starken“ und des „schwachen“ Geschlechtes spiegelt sich diese Auffassung wider. Unter „Frau-sein“ versteht man allgemein schwach sein, minderwertig sein, unter „Mann-sein“ dagegen stark sein. Schon von klein an wächst das weibliche Geschlecht mit dem Gefühl der Minderwertigkeit auf. Von der Wiege an wird ihm vorgehalten, daß ein Knabe von größerer Bedeutung ist als ein Mädchen. In vielen Ehen werden solange Kinder gezeugt, bis ein Knabe geboren wird. Er wird den Titel erben, den Namen der Familie fortpflanzen und ihr künftiger Ernährer sein. Oft wird ein wahrer Kult mit dem Jungen getrieben, besonders dann, wenn er nach vielen Mädchen geboren ist. Nur zu

häufig werden Knaben dazu erzogen, auf die Mädchen herabzublicken; der schärfste Tadel für sie ist: weibisch gescholten zu werden.“

Wissenschaftler und vermeintliche Experten gingen aufgrund der kleineren Gehirne von Frauen davon aus, dass sie von Natur aus weniger intelligent wären. Diese fälschliche Feststellung diente der Rechtfertigung, Frauen von Bildungseinrichtungen und Wahlurnen fernzuhalten (Karl, 2011/2020, S. 26-27). Der Mann war das Familienoberhaupt, er bestimmte über seine Familie und ihre Belange. Der Mann hatte auch die Entscheidungshoheit in jenen Tätigkeitsbereichen, die der Frau zugeteilt waren, wie in der Kindererziehung oder dem Haushalt. Die Frau war ihm unterstellt, sie hatte sich seinen Anweisungen entsprechend zu verhalten und galt ihm als geistig unterlegen (Heinisch, 1930, S. 16). Die Vorzugstellung des Mannes aufzubrechen, war ein Anliegen der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. Frauen forderten Gleichberechtigung, gegen die sich der Großteil der wissenschaftlichen und kulturellen Intelligenz wehrte. Sie wurden in Ihren Ansprüchen nicht ernst genommen, weiterhin als geistig minderwertig angesehen, auf ihre vermeintliche Bestimmung als männliches Sexualobjekt reduziert und erniedrigt. Diese Einstellung gegenüber der Frauenemanzipation war im Umkreis männlicher Intellektueller, unter Ärzten, Professoren und Kunstschaffenden eine Selbstverständlichkeit (Bruder-Bezzel, 1991, S. 118). Orgler (1974, S. 88) beschreibt die Reduktion der Frau als Sexualobjekt folgendermaßen:

„Ist ein Mädchen erwachsen, so erlebt sie noch stärker, daß sie geringer gewertet wird als der Mann. Bittet ein Mann einen anderen um eine Gefälligkeit, so wird die Erfüllung seines Wunsches von sachlichen Erwägungen abhängig gemacht. Bittet eine Frau einen Mann um Beistand, so kann sie es erleben, daß er seine Hilfe von ihrer sexuellen Hingabe abhängig macht. Reizvolle Frauen besonders schließen daraus, daß man sie nur als Sexualobjekte betrachtet, und vertiefen infolge dieser Auffassung ihr Minderwertigkeitsgefühl.“

Die Sexualität von Frauen war allgemein ambivalent besetzt. Auf der einen Seite die Ehefrau, Mutter, Jungfrau, als Sinnbild für Glück und Erfüllung, auf der anderen Seite die Hure, die Frau als Femme fatale, als Vampir (Bruder-Bezzel, 1983, S. 95). Die sexuelle Reinheit und Unschuld der Ehefrau stand dem männlichen Wunsch nach sexueller Erlösung und Hingabe im Rahmen von Affären oder Besuchen bei Prostituierten entgegen. Letztere waren für Männer ein üblicher Teil ihres Alltags und gesellschaftlich akzeptiert.

Es lässt sich zusammenfassen, dass das Verhältnis der Geschlechter durch klare Vorschriften und Erwartungen an Mann und Frau geprägt war. Die patriarchale Gesellschaftsordnung wies Männern eine privilegierte Stellung zu und bot ihnen damit wesentlich mehr Möglichkeiten als Frauen. Frauen lebten mit zahlreichen Beschränkungen in Bezug auf Bildung, Beruf, Präsenz im öffentlichen Leben und politische Mitsprache, ihre Arbeit wurde unsichtbar gemacht und ihr Geschlecht wie ihre Erfolge von der Mehrheitsgesellschaft abgewertet.

### 3 *Die Frauenfrage: eine Kontroverse zwischen Freud und Adler*

Zur zeitlichen Einordnung: Sigmund Freud wurde 1856 in Freiberg im ländlichen Mähren geboren (Mette, 1956, S. 7). Sein Vater war Wollhändler und zog von Osteuropa zunächst nach Freiberg, später, als Freud drei Jahre alt war, weiter nach Wien. Hier ging Freud zur Schule, studierte Medizin und war danach als Arzt tätig (Mette, 1956, S. 8-9). Er starb nach seiner Flucht vor den Nationalsozialisten 1938 aus Wien, schwerkrank, im Alter von 81 Jahren am 23. September 1939 in London (Mette, 1956, S. 74).

Alfred Adler wurde 1870 in Wien Rudolfsheim, zu dieser Zeit ein Vorort von Wien, als Sohn eines kleinen Kaufmannes geboren (Orgler, 1974, S. 9). Er studierte Medizin, arbeitete als Arzt in Wien und war von sozialdemokratischen Ideen geprägt (Orgler, 1974, S. 13). 1934 übersiedelte er in die USA und starb am 24. Mai 1937 überraschend, auf einer von unzähligen Vortragsreisen, in Aberdeen in Schottland (Kenner, 2007, S. 65-66).

#### 3.1 *Adlers Einstellung*

Adler positionierte sich in Bezug auf die Frauenfrage gegensätzlich zum Großteil der männlichen Elite seiner Zeit. Während seines Medizinstudiums war er Mitglied im sozialistischen Studentenverein (Bruder-Bezzel, 1983, S. 22) und kam dabei mit den Schriften von Marx und Bebel, wie mit der prekären Lage der Arbeiter\*innenklasse und der Arbeiter\*innenbewegung in Kontakt. Sie prägten seine Einstellung zu Gesellschaft, Politik und zur Frauenemanzipation wesentlich (Bruder-Bezzel, 1991, S. 128). Durch den sozialistischen Studentenverein lernte er auch seine zukünftige Frau, Raissa Timofeyewna Epstein, kennen, die Zeit ihres Lebens mit der Partei verbunden blieb. Sie wird als politisch aktiver, feministischer und in ihren Ansätzen radikaler beschrieben als Adler selbst.

Adlers erste Publikationen, seine sozialmedizinischen Schriften (1898-1903), zeugen von seinem sozialen Interesse und beinhalten unter anderem auch marxistische Theorie. In seinen Schriften von 1902/1903 werden die sozialdemokratisch-marxistischen Standpunkte noch deutlicher. Er äußerte Klassenkritik und beschäftigte sich mit den leidvollen Lebensrealitäten der sozialen Unterschicht. Während eines Vortrags im Rahmen der Mittwochsgesellschaft bezeichnete sich Adler, als Sozialist und bezog sich auf Bebel und Marx in Bezug auf die Unterdrückung der Frau (Bruder-Bezzel, 1991, S. 129). Er betonte die intellektuelle Gleichwertigkeit der Frau, eine Einstellung, die zu dieser Zeit für männliche Intellektuelle äußerst unüblich war. Weiters vertrat er die Theorie, dass sich die vermeintlich weiblichen Charakterzüge aus der unterdrückten Lage der Frau ergäben und es keine angeborenen weiblichen Charakterzüge gäbe (Bruder-Bezzel, 1991, S. 119).

Adler schrieb in seinem Werk „Menschenkenntnis“, dass Mädchen durch die negativen Zuschreibungen des weiblichen Geschlechtes entmutigt würden und so letztendlich selbst von ihrer Unfähigkeit überzeugt würden. Durch diese Zuschreibungen entstünde ein fehlendes Zutrauen, welches es

Mädchen unmöglich machen würde, bestimmte Kompetenzen zu erwerben. So bestätige sich wiederum ihre Unfähigkeit, ein Teufelskreis (Adler, 1927/2007, S. 116). Er kritisierte das negative Bild, das in der Literatur über Frauen, ihre Eigenschaften und ihre Moral gezeichnet wurde und erwähnte das Mutterrecht. Das Mutterrecht von Bachofen (1861) ist eine Theorie, die sich dafür ausspricht, dass die untergeordnete Rolle der Frau nicht immer existiert hatte (Ansbacher, 2017, S. 23). Dieses nutzte er, um damit gegen die Herleitung der Minderwertigkeit der Frau über die Natur zu argumentieren. Im Weiteren erwähnte er die Hexenverbrennung, als trauriges Zeugnis von massiven Irrtümern, Verwirrungen und Unsicherheiten jener Zeit (Adler, 1927/2007, S. 115).

Adler benannte die Minderwertigkeit der Frau als Vorurteil und die Überlegenheit des Mannes als Störung für die Beziehung zwischen den Geschlechtern. Diese Störung vergifte laut ihm das Liebesleben von Mann und Frau und wirke sich negativ auf deren Gefühlsmöglichkeiten aus (Adler, 1927/2007, S. 126). Die Lösung sah Adler in der Ausgeglichenheit der Geschlechter, in der „Kameradschaftlichkeit“, er rief in diesem Sinne dazu auf, die Frauenbewegung zu unterstützen. Er ging noch einen Schritt weiter, indem er festhielt, dass das Glück der Menschheit vom Erfolg der Frauenbewegung abhängt (Adler, 1927/2007, S. 127).

Er bezog außerdem gegen die vorhandenen Anti-Abtreibungsgesetze Stellung. Zwar nicht mit dem Argument, dass die betroffene Frau ein Recht habe, über ihren Körper zu entscheiden. Er argumentierte aus dem Standpunkt des Kindes, welches unerwünscht und ungeliebt ins Leben treten würde (Ansbacher, 2017, S. 23).

Adlers Position zur Frauenfrage in „Menschenkenntnis“ stimmt laut Bruder-Bezzel (1991, S. 122) im Wesentlichen mit der frühen Position in seinen ersten Schriften überein. Neu ist die erweiterte Ausarbeitung des Begriffs des „männlichen Protests“. Adler entwickelte eine Typologie über den Umgang von Frauen mit ihrer Rolle.

Die späteren Schriften Adlers, jene die er Ende der 1920er und 1930er Jahre veröffentlichte, zeigen eine erkennbare Zuwendung zu einem traditionelleren Rollenbild. Er schrieb zwar weiter über die Gleichwertigkeit und Gleichstellung der Frau, sie erschien aber im Wesentlichen in der Rolle als Ehefrau, Mutter und Haushälterin, die sie in ihrer Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben sein sollte (Bruder-Bezzel, 1991, S. 126).

### **3.2 Freuds Einstellung - im Kontrast zu Adler**

Freuds Einstellung zur Frauenfrage und zur Gleichberechtigung von Frauen stand im Kontrast zur Einstellung Adlers. Wie bereits erwähnt, war Adlers Einstellung zur Frauenemanzipation äußerst unüblich für die Intellektuellen seiner Zeit. Freud reproduzierte in seinen Theorien und Äußerungen über das weibliche Geschlecht sehr deutlich das damals geltende Frauenbild, er sieht die Frauen dabei durch eine patriarchal geprägte Brille.

Spannend ist an dieser Stelle, dass sich Adler laut Ansbacher (2017, S. 38) in seiner Kritik an Freud nicht über ihre konträre Einstellung zur Frauenbewegung äußerte, sondern sich ausschließlich auf die Theorien Freuds bezog. Eine mögliche Erklärung dafür könnte laut Ansbacher sein, dass sich Freud erst nach dem Bruch zwischen Adler und ihm öffentlich Frauen gegenüber abwertend äußerte. Adler und Freud gingen nach ihrem Bruch ab 1911 getrennte Wege, die öffentlichen Äußerungen Freuds zur Frauenfrage folgten ab 1914 (Ansbacher, 2017, S. 38).

Diese Erklärung scheint jedoch nicht ausreichend, denn die Protokolle der Wiener psychoanalytischen Vereinigung hielten 1907 folgende Äußerung Freuds zum Frauenstudium fest:

„Richtig sei, daß durch das Studium nichts für die Frau gewonnen sei und damit auch das Schicksal der Frauen im großen und ganzen nicht gebessert werde. Die Frau könne sich überdies in der Sublimierung der Sexualität nicht mit der Leistung des Mannes messen (Nunberg & Federn, 1976, S. 187).“

1908 wurde im Protokoll zum Vortrag „Über die natürliche Stellung der Frau“ von Dr. Wittels folgende Aussage Freuds aufgezeichnet:

„In seinem Ansatz über die Hörigkeit der Frau sei es J. St. Mills entgangen, daß die Frau nicht zugleich erwerben und Kinder aufziehen könne. Überhaupt profitieren die Frauen als Gruppe gar nichts durch die moderne Frauenbewegung, höchstens einzelne.“

Adler hielt in der Diskussion anschließend an Freuds Aussage fest, dass der Vortragende von der Unveränderlichkeit der Geschlechterdichotomie ausginge, und brachte die Einstellung der Sozialist\*innen ein, die in der Gesellschaft ein unaufhaltsames Aufbrechen der Geschlechterpolarität und des traditionellen Frauenbildes erkannten. Er bezog sich auf Marx und kritisierte in dessen Sinne die Frau als Eigentum der Herrschaft (Nunberg & Federn, 1976, S. 331).

Er äußerte sich zwar nicht direkt in Bezug auf Freuds Aussage, kritisierte durch seine Stellungnahme gegenüber Wittels aber indirekt auch die Feststellung Freuds.

Der nahm im Weiteren zwar nicht Bezug auf die Aussage Adlers, allerdings äußerte sich der Vortragende, Dr. Wittels, zu Adlers Kommentar. Im Protokoll wurde festgehalten, dass Wittels gegen Adler „polemisierte“ und er die Behauptung aufstellte, dass „es sich nicht vereinigen lasse, Freudianer und Sozialdemokrat zu sein“ (Nunberg & Federn, 1976, S. 331).

Die Protokolle der psychoanalytischen Vereinigung bieten einen direkten Einblick in die Abläufe und Einstellungen eines elitären Kreises männlicher Intellektueller. Er ist insofern spannend, als er eine Situation zeigt, in der Adler Stellung zur Frauenfrage bezog und dadurch deutlich wird, wie diese im Kontrast zur Position Freuds stand, wie fortschrittlich seine Einstellung zur Frauenfrage, im Kontext seiner Zeit gesehen, war und mit welchen Einstellungen er es in diesem Kreis zu tun hatte.

Die Aussagen Freuds zeigen eine klare Position gegen das Frauenstudium, gegen die Frauenbewegung, er bezeichnete die Frau als dem Mann unterlegen, als unfähig an dessen Leistungen heranzukommen.

Er führte diese Minderwertigkeit, wie damals üblich, auf die Biologie, also die „Natur“ zurück. Laut Ansbacher (2017, S. 38) stammen die deutlichsten Aussagen Freuds zur Frauenfrage aus 1925 und 1933, sie entstanden also einige Jahre später als die oben zitierten. Das folgende Zitat Freuds stammt aus 1925:

„Man zögert es auszusprechen, kann sich aber doch der Idee nicht erwehren, daß das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes wird. Das Über-Ich wird niemals so unritterlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen, wie wir es vom Manne fordern. Charakterzüge, die die Kritik seit jeher dem Weibe vorgehalten hat, daß es weniger Rechtsgefühl zeigt als der Mann, weniger Neigung zur Unterwerfung unter die großen Notwendigkeiten des Lebens, sich öfter in seinen Entscheidungen von Zärtlichen und feindseligen Gefühlen leiten läßt, fänden in der oben ausgeführten Modifikation der Über-Ichbildung eine ausreichende Begründung. Durch den Widerspruch der Feministen, die uns eine völlige Gleichstellung und Gelichschätzung der Geschlechter aufdrängen wollen, .... (Freud, 1925j, S. 226).“

Neben diesen deutlichen Stellungnahmen zur Frauenfrage, drückte sich Freuds Einstellung zur Frau auch in seinen Theorien aus, wenn er beispielsweise über den Penisneid oder den Kastrationskomplex schrieb. Auch dieser Aspekt soll im Weiteren behandelt werden.

So schreibt Schlesier (1981, S. 157) über den Penisneid bei Freud. In seiner Theorie dazu beschrieb er, dass das Mädchen im Vergleich mit dem Genital des Jungen feststellen würde, dass es anstelle eines Penis „nichts“ habe. Im Weiteren würde sie ein Neidgefühl entwickeln und auch einen Penis haben wollen. Schlesier (1981, S. 157) kritisiert Freud dahingehend, dass er die Penislosigkeit der Frau als einen Defekt verstand und es für Freud die Möglichkeit, dass die Frau oder das Mädchen keinen Penis haben wolle, für ihn nicht gab.

Auch die Aussage, dass das Mädchen im Vergleich zum Penis „nichts“ hätten, zeigt Freuds Sicht auf das weibliche Genital als ein Defizit und veranschaulicht, wie wenig Wissen Männern zu dieser Zeit über die weiblichen Genitalien bekannt war.

Im Weiteren setzt sich Schlesier (1981, S. 156) damit auseinander, dass Freud vom Penis als dem einzig richtigen Geschlechtsteil schrieb und davon, dass das Mädchen auf seinem Leidensweg zur Weiblichkeit die eigene Kastration anerkennen müsse. Das sei, laut Freud, das Schicksal der Frau. Auch Olivier (1988, S. 32) kritisiert Freud dahingehend, dass er den Penisneid und die Eifersucht auf den „großen Penis“ des Bruders als einzige Triebfeder für die psychische Entwicklung des Mädchens verstand.

Schlesier (1981, S. 156) beanstandet diese Sicht auf Weiblichkeit, die durch die Annahme der Kastration bestimmt sein soll, und betont, dass sich die vermeintliche Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts nicht an der Anatomie festmachen lasse. Sie (1981, S. 169) schreibt weiter, dass die weiblichen Genitalien für Freud verstümmelte Männlichkeit und verstümmelte Weiblichkeit zugleich repräsentieren würden.

In Bezug auf den Kastrationskomplex beschrieb Freud (1931b, S. 199) eine ähnliche Sichtweise wie beim Penisneid. Er sprach hier davon, dass die Anerkennung der Kastration gleichzeitig die Anerkennung der Überlegenheit des Mannes und der eigenen Minderwertigkeit bedeuten würde. Der Kastrationskomplex ist für ihn der Widerstand des Mädchens oder der Frau gegen diese Überlegenheit (Freud, 1931b, S. 199). Damit ging für Freud die Annahme einher, dass die Frau bzw. das Mädchen das eigene „Kastriertsein“ und damit die eigene Unterlegenheit annehmen müsse.

Diese Veröffentlichung Freuds stammt aus dem Jahr 1931. Anhand seiner Zitate aus 1907, 1908, 1925 und 1931 kann gefolgert werden, dass seine Einstellung zur Frauenfrage und sein Frauenbild über die Jahre konstant blieb.

Ein wesentlicher Unterschied der Positionen von Adler und Freud ist, dass Freud die Unterlegenheit der Frau als gegeben annahm, diese durch die Biologie und die „Natur“ begründet sah. Daraus geht auch eine Unveränderbarkeit der unterlegenen Stellung der Frau hervor, die sich in Freuds Äußerungen deutlich erkennen lässt. Adler sah die Stellung der Frau nicht in der Biologie begründet, sondern im gesellschaftlichen Kontext wie folgende Aussage Adlers verdeutlicht:

„Hinsichtlich des historischen Ursprungs der männlichen Vormachtstellung muss darauf hingewiesen werden, dass dieselbe nicht als eine natürliche Tatsache in Erscheinung getreten ist. Darauf deutet schon der Umstand hin, dass erst eine Anzahl von Gesetzen geschaffen werden musste, um die Herrschaft des Mannes sicherzustellen (Adler, 1927/2007, S. 112).“

Er beschrieb die Erziehung und die Kultur, in denen Frauen nichts zugetraut wurde und sie kaum Rechte hatten, als einen wesentlichen Faktor für das Minderwertigkeitsgefühl der Frauen:

„Ein Mädchen bekommt auf Schritt und Tritt, sozusagen täglich, und in allen Variationen zu hören, dass Mädchen unfähig seien und nur zu leichteren, untergeordneten Arbeiten geeignet. Es ist nur naheliegend, dass ein Mädchen bei seinem kindlichen Unvermögen, solche Urteile auf ihre Richtigkeit zu prüfen, die weibliche Unfähigkeit als ein unabänderliches Schicksal der Frau betrachten und schließlich selbst an die eigene Unfähigkeit glauben wird (Adler, 1927/2007, S. 116).“

Adler differenzierte damit zwischen dem biologischen Geschlecht und dem sozialen Geschlecht. Die unterlegene Stellung der Frau verstand er als sozial bzw. kulturell konstruiert, ein wesentlicher Unterschied zu Freud, der Adler eine neue Sichtweise ermöglichte. Mit Adlers Einstellung ging auch die Veränderbarkeit der weiblichen Stellung in der Gesellschaft einher, die er für unaufhaltsam und notwendig hielt. Er schrieb dazu:

„Wir haben keinen Grund, den bisherigen Zielen der Frauenbewegung nach Freiheit und Gleichberechtigung entgegenzutreten, wir müssen sie vielmehr tatkräftig unterstützen, weil schließlich Glück und Lebensfreude der ganzen Menschheit davon abhängen, dass Bedingungen geschaffen werden, die es der Frau ermöglichen, sich mit der Frauenrolle auszusöhnen, sowie davon, wie der Mann die Frage seiner Beziehung zur Frau zu lösen imstande ist (Adler, 1927/2007, S. 127).“

Im Weiteren wäre interessant, die Hintergründe und Prägungen von Freud und Adler in Hinblick auf ihre Einstellungen zur Frauenfrage umfangreicher zu untersuchen. Auch die Frage, wie sich ihre Einstellungen auf ihre Arbeit mit Patient\*innen ausgewirkt haben, wäre spannend. Diese Untersuchungen würden jedoch den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Adler und Freud sollen hier gegenübergestellt werden, weil diese maßgeblich für die Frauen waren, die mit ihnen zusammenarbeiteten. Der Hauptfokus dieser Arbeit gilt genau diesen Frauen.

### **3.3 Mittwochsgesellschaft und Bruch**

Adler war ab dem Jahr 1902 bis 1911 Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und den Protokollen entsprechend, die es erst ab 1906 gab, ein aktiver und kritischer Diskutant der Gesellschaft (Bruder-Bezzel, 1991, S. 19). 1911 führte die Kritik Adlers an Freuds Sexualtheorie, nach einem längeren Prozess, schließlich zum Bruch zwischen den beiden, und Adler gründete im Zuge dessen den Verein für freie psychoanalytische Forschung.

Bruder Bezzel (1983, S. 105) beschreibt den Bruch nach neun Jahren gemeinsamer Arbeit als eine „dramatisch verlaufende Fraktionierung“. Adler war neben seiner Mitgliedschaft in der Vereinigung auch Redaktionsmitglied der psychoanalytischen Zeitschrift und Obmann des Vereins, also ein wichtiges Mitglied der Mittwochsgesellschaft. Orgler (1974, S. 15) schreibt, dass Adler ab dem Zeitpunkt seines Beitritts ein großes Interesse an der Freudschen Lehre zeigte, aber auch kontinuierlich kritische Sichtweisen und Standpunkte in den Diskussionszirkel einbrachte. Als Freud jedoch darauf drängte, dass sich alle Mitglieder der Vereinigung zu seinen Sexualtheorien bekennen sollten, hielt Adler mehrere Vorträge „Zur Kritik an der Freudschen Sexualtheorie des Seelenlebens“, die schließlich zum Bruch führten.

Adler hatte während seiner Mitgliedschaft laufend eigene theoretische Überlegungen veröffentlicht, sie aber als Beiträge zur psychoanalytischen Theorie verstanden. Bruder-Bezzel (1991, S. 19) schreibt, dass Freud diese Beiträge auch solange akzeptierte, als diese nicht die Grundlagen der Psychoanalyse infrage stellten.

In seinen Vorträgen zur Kritik an Freuds Sexualtheorie stellt sich Adler vor allem gegen die Annahme, dass die Sexualität eines Menschen die Ursache für dessen gesundes oder krankes Seelenleben sein sollte. Er verstand die sexuellen Äußerungen vielmehr als Symptom, als bearbeitbares Material, als ein Mittel des persönlichen Strebens einer Person. Adler verstand jegliche Störungen, so auch sexuelle als eine fehlgeleitete Reaktion auf ein individuelles Lebensproblem (Orgler, 1974, S. 15-16).

Adler kritisierte Freud dahingehend, dass er die Sexualität von Neurotiker\*innen als gegeben annahm, Adler verstand diese jedoch als „gemacht, „gezüchtet“ und folgert dementsprechend, dass sie veränderbar sei. Er warf ihm weiter vor, dass Freud der Dynamik, die hinter dem sexuellen Ausdruck eines Menschen verborgen liege, keine Beachtung schenke und sie nicht erkenne. Mehrere

psychoanalytische Theoriebegriffe sind Teil dieser Kritik, und damit rührte Adler an den Grundpfeilern der Psychoanalyse (Bruder-Bezzel, 1983, S. 99). Adler stellte die treibende Kraft der Verdrängung für die Neurose infrage, er verstand Triebe nicht als Ausgangspunkt von psychischer Dynamik, und infolgedessen könne es auch die Verdrängung nicht sein (Bruder-Bezzel, 1983, S. 100). Die Verdrängung bekam bei Adler eine völlig andere Bedeutung, er verstand sie als ein Instrument, welches dem Individuum zur Erreichung eines bestimmten Ziels diene.

Neben der Verdrängung kritisierte Adler auch den Ödipuskomplex und einige Formulierungen des Traumes. Bruder-Bezzel beschreibt drei wesentliche theoretische Differenzen zwischen Adler und Freud. Auch Ansbacher (2017, S. 16) formuliert Punkte, in denen sich die Ansätze der beiden unterschieden. Die drei Punkte Bruder-Bezzels sollen im Folgenden mit Ergänzungen aus Ansbachers Überlegungen dargelegt werden. Bruder-Bezzel (1991, S. 22-23) nennt als ersten Punkt Adlers Annahme, dass nicht die Einflüsse auf das Individuum entscheidend seien, sondern das, was es daraus mache. Freud sah den Menschen hingegen Kräften außerhalb seiner Kontrolle ausgeliefert, der Mensch ist nicht Herr im eigenen Haus (Ansbacher, 2017, S. 16). Als Nächstes nennt sie (1991, S. 22-23) die Sicherung als treibende Kraft bei Adler im Gegensatz zur Sexualität bei Freud. Als dritten Punkt beschreibt Bruder-Bezzel (1991, S. 22-23) das Individuum bei Adler als eine planvoll gerichtete, ganzheitliche Persönlichkeit. Wogegen Freud die menschliche Psyche in verschiedene Regionen unterteilt verstand, in das Bewusste und das Unbewusste (Ansbacher, 2017, S. 16). Diese drei Punkte bringen die theoretischen Widersprüche zwischen Adler und Freud sehr deutlich hervor. Weiters hervorgehoben werden soll die soziale Ausrichtung in Alfred Adlers Theorie. Während Freud von intrapsychischen Konflikten (Libido-Verdrängung) schrieb, waren es bei Adler zwischenmenschliche und daraus entstehende innerpsychische Konflikte (männlich-weiblich) (Ansbacher, 2017, S. 64). Diese unterscheidende Komponente tritt auch bei den weiteren Punkten Ansbachers (Ansbacher, 2017, S. 16) hervor. Während Adler die soziale Eingebundenheit in die Gesellschaft als wesentlich für die psychische Gesundheit eines Menschen verstand, sah Freud die Ausbalancierung von Konflikten als Grundlage für diese. Adler formulierte drei soziale Aufgaben (Beruf, Gesellschaft, Beziehung und Sexualität) als sogenannte Lebensaufgaben, Freud hingegen sah in der Lösung sozialer Aufgaben eine primitive Grundbefriedigung. Und während Adler das Gemeinschaftsgefühl als angeborenes Verhalten des Menschen verstand, nahm Freud an, dass soziales Leben nur durch Verdrängung funktionieren kann (Ansbacher, 2017, S. 16). Die Vorträge Adlers und die hier dargelegten theoretischen Differenzen führten zum Zuspitzen der Situation in der psychoanalytischen Vereinigung.

Neben den üblichen Diskussionen der Vereinigung im Anschluss an die Vorträge Adlers wurden zwei zusätzliche Treffen dafür abgehalten. Eine solche Herangehensweise war durchaus unüblich. Laut Bruder-Bezzel (1983, S. 101) zeigt sie die Wichtigkeit Adlers in der Vereinigung und die Bedeutung des Fraktionskampfs für den Kreis der Mittwochsgesellschaft.

Adler legte im weiteren Verlauf der Diskrepanzen im Frühjahr 1911 sein Amt als Obmann nieder und wurde anschließend von Freud dazu gedrängt, auch seine Tätigkeit in der Redaktion des Zentralblattes zu beenden. Noch im Herbst desselben Jahres trat Adler aus der Psychoanalytischen Vereinigung aus und gründete den Verein für freie psychoanalytische Forschung (Bruder-Bezzel, 1983, S. 102). Mit Adler traten weitere Mitglieder aus und schlossen sich ihm an, unter ihnen war auch Margarete Hilferding, das erste weibliche Mitglied der Psychoanalytischen Vereinigung (Ansbacher, 2017, S. 35).

Neben den theoretischen Differenzen beschrieben mehrere Autor\*innen den Bruch als eine emotionale Debatte. Schließlich arbeiteten Freud und Adler über neun Jahre eng zusammen und unterhielten während dieser Zeit ein fruchtbares, aber distanziert konflikthafte Verhältnis. Parallel zur Trennung auf theoretischer Ebene fand also auch eine Trennung auf Beziehungsebene statt, die in einer Feindschaft bis zum Tod endete und beide bis dahin beschäftigen sollte (Lehmkuhl, 2009, S. 266).

So schreibt Bruder-Bezzel (1983, S. 104), dass neben den sachlichen Differenzen auch persönlich-emotionale Angriffe vorherrschten und diese Fehde zusätzlich auf Schüler\*innen von Freud und Adler übertragen wurde. Die Vorwürfe reichten von persönlichen Attacken gegen Adler, über sachliche Argumente bis hin zum Sozialismus-Vorwurf.

Raile (2022, S. 182) beschäftigte sich in einer Arbeit mit Briefen Adlers aus der Zeit des Bruchs. Interessant sind hier zwei Versionen eines Briefs an Freud, in dem Adler diesem seinen Austritt aus der Psychoanalytischen Vereinigung erklärte. Die zwei Briefe sind im Inhalt ident, unterscheiden sich aber in ihren Formulierungen, datiert sind sie mit 11. und 12. Juni 1911. Die später formulierte Version schickte Adler an Freud, die erste blieb unversendet. Der gesendete Brief enthält im Gegensatz zur ersten Version Formulierungen, die sich darum bemühen, Freud nicht aufzuwerten. Sie zeigen die bereits entstandene Distanzierung Adlers (Raile, 2022, S. 182). Interessant ist, dass Adler den Brief zweimal verfasste und dabei andere Formulierungen benutzte. Dies könnte als Hinweis darauf verstanden werden, dass es Adler nicht leicht fiel, seine Entscheidung zum Austritt zu treffen und die richtigen Worte gegenüber Freud zu finden.

Ähnlich formuliert es Bruder-Bezzel (1983, S. 102), sie schreibt in Bezug auf Adlers Verhalten in der Zeit des Bruchs: „Er kann, so scheint es, nach fast neun Jahren Mitgliedschaft den Absprung nicht finden. Er zaudert, zögert.“

An anderer Stelle schreibt sie (1991, S. 24), dass Adler die Trennung nicht gewollt habe, aber mit seiner Offenheit, seiner Kritik und der Betonung der unterschiedlichen Ansichten dazu beigetragen habe.

Lehmkuhl (2009, S. 269) schreibt, dass die Beziehung Freud und Adlers gegen ihr Ende von Gegnerschaft, Konkurrenzdenken und komplementären Ansichten geprägt war, ein persönlicher Machtkampf zwischen den beiden Protagonisten. Er betont auch, dass diese Beziehung neben Machtfragen und Abgrenzungswünschen viele Jahre auch von Freude und Lust an der Diskussion geprägt war, und erwähnt die schmerzhaft Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Er bezieht sich damit auf die

Tatsache, dass es nicht nur eine richtige Sichtweise geben kann, sondern verschiedene Sichtweisen auf ein Thema existieren können. In Bezug auf ihren Bruch ist es Adler und Freud nicht gelungen, die Begrenztheit ihres eigenen Vorgehens anzuerkennen.

Die Frage, warum es letztlich zur Trennung der Beiden kam, stellt auch Bruder-Bezzel (1983, S. 105-106). Die mit dem Bruch entstandene Feindschaft zwischen beiden Schulen war nicht unbedingt hilfreich, das Konkurrenzdenken stand schließlich einer gegenseitigen Bereicherung und Zusammenarbeit im Wege. Immer wieder wurden die beiden Ansätze in den Folgejahren gegenübergestellt, was die Gräben zwischen ihnen weiter vertiefte. Bruder Bezzel (1983, S. 105-106) benennt den zeitweise sektenhaften Charakter der beiden Schulen, der wenig Toleranz für kritische Meinungen oder theoretische Differenzen zuließ. Diesen bekam wohl auch Adler in Bezug auf die Psychoanalyse zu spüren, als er offen seine Kritik an den Sexualtheorien äußerte. Bruder-Bezzel (1983, S. 105-106) versteht den Ursprung der sektenhaften Züge in der feindseligen Haltung der Gesellschaft gegenüber der Psychotherapie und dem daraus resultierenden Kampf um Anerkennung geschuldet. Freud wurde um die Zeit des Bruchs zunehmend kontrovers diskutiert, was das kompromisslose Klima in der Psychoanalytischen Vereinigung zusätzlich verstärkt haben könnte.

Der Bruch hat Freud wie Adler geprägt, auf theoretischer, aber auch auf persönlicher Ebene. Adler lieferte im Laufe der neun Jahre gemeinsamer Arbeit wichtige Beiträge zur Psychoanalyse, die in deren Theorie eingearbeitet wurden. Wie bereits im Verlauf des Bruchs kritisierte er nach seinem Austritt fortlaufend die Ansätze Freuds und versuchte sich klar von ihnen abzugrenzen. Auch Freud hat in den Jahren nach ihrer Trennung weiterhin auf Theoriebegriffe Adlers reagiert, teilweise seine Konzepte erweitert und angepasst, um Adlers Ansätze einzubinden oder eigene Pendanten dazu zu entwickeln. Die Psychoanalyse und die Individualpsychologie beeinflussten sich also nach dem Bruch Adlers und Freuds kontinuierlich. Der Konflikt zwischen den beiden konnte nicht geklärt werden und blieb bis zu ihrem Tod aufrecht. Gleichzeitig ist die eine Schule, durch ihren stetigen gegenseitigen Einfluss, ohne die andere nicht zu denken.

Am Ende der Ausführungen über den Bruch zwischen Freud und Adler soll nun der Versuch gewagt werden, die Kritik Adlers an der Freudschen Sexualtheorie mit der jeweiligen Einstellung zur Frauenfrage in Verbindung zu bringen.

Adler kritisierte Freud dahingehend, dass er den Trieb als gegeben annimmt und nicht anerkennt, dass dieser nur Ausdruck der Dynamik der neurotischen Seele ist, aber nicht Ursache. Ähnlich könnte man Freud in Hinblick auf seine Einstellung zur Frauenfrage kritisieren, beziehungsweise Adlers Sicht auf die Frauenfrage verstehen. Freud nahm auch in Hinblick auf die Stellung der Frau in der Gesellschaft ihre Minderwertigkeit und Unterlegenheit als gegeben an, während sie Adler als gemacht und gezüchtet verstand. Adlers Kritik, dass Freud nicht dahinter blicken würde, er nicht die Ursache der Verdrängung anerkannte, könnte auch auf die Einstellung Freuds zur Frauenfrage übertragen werden. Adler warf einen Blick in die Geschichte und folgerte auf Basis der Bachofen-Theorie, dass es das Patriarchat

nicht immer gab. Er hinterfragte die Unterlegenheit der Frau und verstand sie in ihrem sozialen Kontext als gewachsen, kulturell bedingt. Er dachte damit etwas mit, was wir heute als Sozialisierung definieren würden, der Begriff bezeichnet den Einfluss unserer sozialen Bezogenheit und der Gesellschaft, in der wir aufwachsen und leben, auf unsere Verhaltens- und Denkweisen. So könnte man, im Sinne Adlers weitergedacht, die Stellung der Frau um die Jahrhundertwende als Symptom der patriarchal organisierten Gesellschaft verstehen. Es lassen sich also anhand von Adlers Kritik an der Sexualtheorie Freuds klare Parallelen in Bezug auf ihre Einstellungen zur Frauenfrage erkennen.

Wie bereits erwähnt, führte der Bruch zwischen Freud und Adler auch dazu, dass das einzige weibliche Mitglied der Mittwochsgesellschaft, Margarete Hilferding, mit Adler aus dieser austrat und sich seiner neu gegründeten Vereinigung für freie psychoanalytische Forschung anschloss. Dieser Austritt war auch der Startschuss für die Arbeit der individualpsychologischen Pionierinnen, die in den folgenden Jahren im Verein arbeiten würden. Der folgende Teil der Arbeit wird ebendiesen Frauen gewidmet.

#### 4 *Individualpsychologische Pionierinnen*

##### 4.1 *Wer waren diese Frauen?*

Aufgrund von Adlers positiver Einstellung zur Frauenfrage waren zahlreiche Frauen im Verein für Individualpsychologie in Wien tätig. In Österreich waren es Alexandra Adler, Alice Friedmann, Martha Holub, Olga Knopf, Sophie Lazarsfeld, Ida Loewy, Elly Redwin, Regine Seidler, Lydia Sicher, Gina Kaus, Hilde Krampflichtek, Margarete Minor und Dancia Deutsch (Ansbacher, 2017, S. 34). Durch die stetigen Vortragsreisen bildeten sich zahlreiche Zweigstellen des Vereins für Individualpsychologie in Europa, und auch dort gab es zahlreiche Pionierinnen. In der Tschechoslowakei war es Hedwig Schulhof, in Deutschland waren es Ada Beil, Lene Credner, Sophie Freudenberg, Margarete Krause-Ablass, Ruth Künkel, Sidonie Reiss, Alice Rühle-Gerstel, Elisabeth Sorge-Boehmke, Else Sumpf und Else Trübswetter.

Beim Aufbau der Individualpsychologie in den Vereinigten Staaten waren Alexandra Adler, Dancia Deutsch, Asya Kadis, Helene Papanek, Elly Redwin, Bina Rosenberg, Regine Seidler, und Lydia Sicher beteiligt. Auch die ersten umfassenden Biografien über Adler stammten von Frauen, nämlich von Phyllis Bottome und Hertha Orgler. Als erste aller weiblichen Mitarbeitenden ist Margarete Hilferding zu nennen, die auch als erste Frau in Wien das Medizinstudium abschloss, mit Adler als erste Frau bereits in der Mittwochsgesellschaft zusammenarbeitete und sich beim Bruch zwischen Adler und Freud dem Verein für Individualpsychologie anschloss (Ansbacher, 2017, S. 35).

Folgende weibliche Namen stammen von einer 1925 in der internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie publizierten Mitgliederliste: Alexandra Adler, Raissa Adler, Helene Bader, Klara Blum, Dancia Deutsch, Stefanie Felsenburg, Else Freistadt-Herzka, Alice Friedmann, Friederike Friedmann, Margarete Hilferding, Martha Holub, Stefanie Horovitz, Elvira Kaufmann, Gina Kaus, Olga Knopf, Hilde

Krampflichtek, Sophie Lazarsfeld, Alica Lehndorff-Stauber, Elda Lindenfeld-Lachs, Ida Loewy, Olga Oler, Helene Papanek, Luna Reich, Maria Rosler-Gitter, Elly Redwin (Eleanor Rothwein), Regine Seidler, Rosa Seidmann, Lydia Sicher, Helene Weyr, Ilka Wilhelm und Agnes Zilahi-Beke (Kenner, 2007, S. 5-7). Als weitere Individualpsychologinnen sind Valentine Adler (Kenner, 2002, S. 13-15) und Margarethe Andics-Karikas (Mühlleitner, 2002, S.15-16) zu ergänzen.

In Clara Kenners Werk „Der zerrissene Himmel, Emigration und Exil der Wiener Individualpsychologie“ wie auch in „Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich, Leben – Werk – Wirken“ herausgegeben von Brigitta Keintzel und Ilse Korotin, finden sich Kurzbiografien zu vielen dieser Frauen. Detailliertere Informationen zu ihren Lebensgesichten, beruflichen Werdegängen und ihrem Werk, wie bei ihren männlichen Zeitgenossen selbstverständlich, sind jedoch nur in seltenen Einzelfällen vorhanden. Es fehlen beispielsweise wesentliche Informationen wie Sterbedaten, und außerdem ist die Vollständigkeit der Liste der genannten weiblichen Mitglieder infrage zu stellen, sie bleibt unvollständig. Der Verein für Individualpsychologie war, nicht zuletzt durch seine vielen Zweigstellen und Mitarbeitenden in diversen Ländern, nicht übersichtlich organisiert und verfügte über keine konstante Schriftführung. Er vereinte eine heterogene Gruppe an Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und mit unterschiedlichen Berufen. Hinzu kommt die erzwungene Auflösung des Vereins, wie die Zerstörung unzähliger Dokumente durch die Nationalsozialisten und die Emigration zahlreicher Mitglieder in unterschiedliche Teile der Welt (Kenner, 2007, S. 12). All diese Faktoren bildeten eine schlechte Grundlage für den systematischen Erhalt der Arbeiten und Biografien von Individualpsychologinnen.

Im Weiteren werden drei ausgewählte Individualpsychologinnen, Sophie Lazarsfeld, Else Freistadt-Herzka und Alice Rühle-Gerstel, vor den Vorhang geholt und ihr Leben exemplarisch vorgestellt. Ihre Biografien sind durch die Arbeiten von Martina Siems, Beatrice Uehli Stauffer und Marta Marková, als drei der wenigen, detailliert dokumentiert. So kann im Folgenden ein lebendiges Bild davon gezeichnet werden, wie diese frühen Individualpsychologinnen gearbeitet haben und wer sie waren.

An dieser Stelle folgt ein Nachtrag: Ein weiteres umfangreiches Werk, blieb während der Recherche unbeachtet und fand somit in der vorliegenden Arbeit keine Berücksichtigung. Das Werk trägt den Titel „Der produktive Kosmos der Gina Kaus. Schriftstellerin – Pädagogin – Revolutionärin“ und wurde von Veronika Hofeneder verfasst. Wie der Name bereits verrät, setzt sich die Autorin darin mit der Individualpsychologin Gina Kaus und ihrem Schaffen auseinander. Unter den Publikationen von Veronika Hofeneder finden sich noch weitere Arbeiten zu Gina Kaus. Im Sinne einer vollständigen Darstellung wird in diesem Zusammenhang auf ihre Veröffentlichungen verwiesen.

## **4.2 Sophie Lazarsfeld**

### **4.2.1 Biografie**

Sophie Lazarsfeld wurde am 26. Mai 1881 in Troppau, heute Tschechien und damals dem Königreich Österreich-Ungarn zugehörig, geboren und war eine der aktivsten Individualpsychologinnen der 1920er und 1930er Jahre in Wien (Kenner, 2007, S. 146).

Ihre Familie gehörte der jüdischen Glaubensgemeinschaft an, wobei sie die jüdischen Rituale nicht praktizierte und die Religion damit keine große Rolle in ihrem Leben einnahm. Sophies Geburtsname war Munch, den Ursprung dieses Namens verortete sie in Skandinavien (Siems, 2015, S. 15). Sophies Vater Moriz Munk starb in ihrem vierten Lebensjahr. Sie beschrieb ihn als eine liebevolle Person, die ihr früh Selbstbewusstsein gab und ihr ein Gefühl von Selbstständigkeit vermittelte.

Ihre Eltern heirateten, als ihre Mutter 30 Jahre alt und ihr Vater bereits 50 Jahre alt war. Das Alter der beiden war für die Zeit unüblich fortgeschritten für eine Hochzeit, und Sophie blieb das einzige Kind des Paares. Nach dem Tod des Vaters wendete sich Sophies Mutter, Henriette Munk, an einen Heiratsvermittler in Wien, um eine erneute Ehe arrangieren zu lassen (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 16). Mit der Hochzeit folgte die Übersiedelung nach Wien, in den ärmeren Teil der Praterstraße im zweiten Wiener Gemeindebezirk. Der Umzug bedeutete für Sophie eine große Veränderung. Vom gut situierten Leben in Troppau und vom Haus mit Blick ins Grüne zum beengten Leben in der Stadt. Ihr Stiefvater war strenggläubiger Jude (Zerner, 2011, nach Siems, 2015, S. 17) und besaß ein kleines Gewerbe. Die familiäre Atmosphäre empfand Sophie als karg und geistig trostlos. Trotz der schwierigen Umstände schien die Mutter erzieherisches Geschick zu besitzen, und es gelang ihr, das Selbstwertgefühl von Sophie zu schützen (Siems, 2015, S. 17-18).

Sophie war als Schülerin wissbegierig und begabt, sie ging gerne zum Unterricht. Nach antisemitischen Anfeindungen wechselte sie in eine Schule für „Mädchen aus dem Ausland“ (Lazarsfeld, 1972, zitiert nach Siems, 2015, S. 19). Sie hatte eine gute Auffassungsgabe und keine Schwierigkeiten beim Lernen, sie lernte sogar häufig, was nicht gefragt war. Allerdings hatte sie Schwierigkeiten, von ihren Mitschülerinnen anerkannt zu werden. Bemerkenswert ist, dass ihre Mutter sie sexuell aufgeklärt haben muss, da sie bereits das Wort Menstruation kannte, als sie noch nicht menstruierte (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 21). Die Aufklärung zeugt von der Offenheit ihrer Familie.

Sophies Schulzeit endete mit ihrem 16. Lebensjahr. Sie beklagte sich im Weiteren über die Entscheidung ihrer Familie, denn sie war begabt und hätte gerne höhere Bildung genossen (Siems, 2015, S. 19-21).

Ihren Mann Robert Lazarsfeld lernte Sophie über die Bekanntschaft der Elternpaare im Kaffeehaus kennen. Es war damals üblich, dass Jugendliche ihre Eltern ins Kaffeehaus begleiteten, die Anlässe wurden als Kontaktbörse genutzt. Roberts Familie stammte aus ähnlichen Verhältnissen wie Sophies

Familie, sie waren jüdisch und christlich, er wurde 1872 in Budapest geboren, und die Familie besaß ein Geschäft in Wien (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 22). Seine Mutter verstarb früh, und im Gegensatz zu Sophie genoss Robert eine höhere Schulbildung, er studierte Jus und arbeitete später als Anwalt. Sophie empfand ihn als charmanten und freundlichen jungen Mann (Siems, 2015, S. 22).

Die Beziehung zwischen ihnen entwickelte sich langsam, denn Sophie hatte mehrere Verehrer, mit denen sie ausging. Robert beeindruckte sie schließlich mit seinem Interesse an Literatur, und sie gaben ihre Verlobung bekannt. Zwei Jahre nach der Verlobung folgte die Hochzeit des Paares. Bereits während der Verlobungszeit kam es zu Schwierigkeiten zwischen Sophie und Robert, die zum temporären Beziehungsabbruch führten. Sophie redete sehr offen über körperliche Belange, was in bürgerlichen Kreisen nicht gerne gesehen war. Robert empfand eine spontane Ausführung Sophies über die Schwanzfedern von Hühnern als sexuell anzüglich, das Wort Schwanz galt damals als einer der derbsten Ausdrücke für das männliche Geschlechtsteil. Sexualität war in bürgerlichen Kreisen gänzlich tabuisiert, und Sophie beging mit ihrer Wortwahl einen heute kaum fassbaren Tabubruch. Das Paar fand letztlich wieder zusammen und heiratete am 22. April 1900 (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 25).

Die Themen Partnerschaft, Kommunikation, Liebe und Aufklärung wurden in Sophies späterer Arbeit zu den Hauptthemen ihres Schaffens, ihre eigenen Erlebnisse scheinen dabei eine wichtige Rolle gespielt zu haben (Siems, 2015, S. 23-25).

Die Hochzeitsreise auf den Semmering schien unter keinem guten Stern zu stehen. Vor Abfahrt unternahm Sophies Mutter noch einen Versuch der Aufklärung, bei dem sie etwas „Unangenehmes“ erwähnte, das die Frau in Kauf nehmen müsse, weil es der Mann brauche und man dadurch Kinder bekommen könne. Anschließend an eine mühsame Suche nach einem freien Zimmer folgten Sophies erste sexuelle Erfahrungen. Sie beschrieb diese und die folgenden Tage als grässlich, die ersten sexuellen Erlebnisse des Paares waren vermutlich für beide verstörend (Siems, 2015, S. 27).

Zu Beginn ihrer Ehe war Sophie ohne Ausbildung und von Beruf Hausfrau, die Rollen zwischen Robert und ihr waren gesellschaftskonform verteilt (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 28). Ihre Wohnsituation war beengt, die Wohnung war heiß und geruchsintensiv. Die finanzielle Situation der beiden ließ zu diesem Zeitpunkt keine andere Wohnmöglichkeit zu, und so erinnert sich Sophie später an eine anhaltende Übelkeit, während sie in dieser Wohnung wohnte (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 29). Sophie hatte keine Freude an der Führung des Haushalts, zusätzlich blieb die Beziehung mit Robert schwierig, da er die konservative Einstellung vertrat, dass eine gute Ehefrau die Wünsche ihres Mannes vorhersehen können sollte. Sophies Kochkünste betreffend, war er nicht anspruchsvoll, obwohl Sophie das Gefühl hatte, dass man ihre Gerichte niemandem vorsetzen sollte (Siems, 2015, S. 29). Noch im Jahr der Eheschließung wurde sie schwanger, und am 13. Februar 1901 kam ihr gemeinsamer Sohn Paul zur Welt (Siems, 2015, S. 31).

In dieser Zeit erfuhr Sophie durch Zufall von einem unehelichen Kind ihres Mannes mit einer Hausangestellten seines Elternhauses. Die jungen Dienstmädchen wurden häufig gezwungen, die

heranwachsenden Söhne des Hauses an die Sexualität heranzuführen. Robert war gerichtlich dazu verpflichtet worden, Unterhaltszahlungen für ein so entstandenes Kind zu leisten. Dieser Vorfall war ein Schock für Sophie, kränkte sie tief und führte zu einem Bruch in der Beziehung zu ihrem Mann (Siems, 2015, S. 30).

Ende 1902 verstarb ihre Mutter, deren Tod sie sehr betrauerte, obwohl sie sich ihr nicht besonders nahe fühlte (Siems, 2015, S. 31). Langsam begann Roberts juristische Arbeit Fahrt aufzunehmen und, unterstützt durch Sophies Erbe, konnte die Familie in eine komfortablere Wohnung umziehen, Sophie war zu diesem Zeitpunkt bereits mit ihrem zweiten Kind schwanger. Sie verbrachte viel Zeit allein, da Robert die Abende in der Kanzlei bei seinen Kollegen verbrachte (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 32). Ihre Tochter kam am 30. März 1903 mit einer Maserninfektion zur Welt. Die nächsten Monate bewältigte sie ohne die Unterstützung ihres Mannes mit der Versorgung ihrer Kinder (Siems, 2015, S. 33). Die folgenden Jahre ihres Lebens widmete Sophie der Erziehung ihrer Kinder, während sich Robert weiter in den Beruf zurückzog. Sein Verdienst war nicht gut, und die Erbschaft fast aufgebraucht. Gewöhnt an die Abwesenheit Roberts, begann Sophie eigene soziale Kontakte herzustellen (Siems, 2015, S. 34). 1905 folgte, nach der bestandenen Advokatenprüfung Roberts, ein erneuter Umzug (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 35). Sophie begann die modernen und intellektuellen Kreise ihrer Zeit zu streifen, und mit der Zeit intensivierten sich ihre Kontakte zu bildungsengagierten Frauen (Siems, 2015, S. 37). 1913 zog die Familie in den ersten Wiener Gemeindebezirk, in die Seilergasse 16 (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 38).

Den Ersten Weltkrieg verbrachte die Familie zunächst in ihrem Sommerhaus in Sievering. 1915 wurde Robert eingezogen. Durch den Kauf eines Pferdes konnte Robert zunächst mit seiner Einheit in Wien bleiben, Anfang 1916 wurde er dann in Südtirol stationiert, und die Familie konnte nachreisen. Die Wohnverhältnisse waren dort beengt, und Sophie fühlte sich sehr unwohl. Im Herbst 1916 sollte die Familie nach Brixen ziehen [Lazarsfeld, 1972] zitiert nach (Siems, 2015, S. 39-41). Sie entschieden sich allerdings dazu, dass Sophie mit den Kindern nach Sievering zurückkehrt. Im Winter 1917 kam Robert dann unerwartet krank zurück nach Wien. Aufgrund seiner Krankheit zog die Familie zurück in die Stadtwohnung, die sie mit Mietern teilte (Siems, 2015, S. 42). Nach Roberts Gesundung gelang es ihnen, sich zu arrangieren, dass er Wien nicht erneut verlassen musste und bis Kriegsende bei der Familie bleiben konnte (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 43).

1915 war Sophie aufgrund ihrer Basedow'schen Krankheit mit Robert auf Kur gewesen. Mit ihnen waren auch Victor und Friedrich Adler untergebracht. Robert interessierte sich zu diesem Zeitpunkt schon für die Sozialdemokratie und war erfreut über das Kennenlernen (Siems, 2015, S. 43-45). Auch Sophie lernte die beiden während ihres gemeinsamen Aufenthaltes kennen, und es entwickelte sich im Weiteren eine intensive Freundschaft zu Friedrich Adler, der ihr die Ideen der Sozialdemokraten näherbrachte (Siems, 2015, S. 46). Durch Unternehmungen mit Friedrich in Wien konnte Sophie zahlreiche Kontakte knüpfen, sie lernte politisch aktive Frauen kennen und ließ sich in ihrer Lebensgestaltung von

ihnen inspirieren (Siems, 2015, S. 47). Diese Bekanntschaften, aber vor allem die lebenslange Freundschaft mit Friedrich, hatten großen Einfluss auf die gesamte Familie Lazarsfeld und veranlassten Sophie dazu, ihr Leben im Alter von fast 40 Jahren in Richtung Berufsleben umzugestalten (Siems, 2015, S. 48). Sie lernte über Friedrich Adler Helene Bauer und Jenny Adler kennen, die ihr Frauenbild maßgeblich verändern und sie zur politischen Arbeit motivieren sollten (Lazarsfeld, 1972, nach Siems, 2015, S. 49). Sophie lernte in den neuen Kreisen auch das Ehepaar Hilferding kennen und entwickelte zu Margarete Hilferding ein enges freundschaftliches Verhältnis (Siems, 2015, S. 52). Mit Margarete verband sie zusätzlich zum politischen Aktivismus die Zusammenarbeit in der Individualpsychologie. Die Freundschaften zu politisch aktiven Frauen und die damit verbundene Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie inspirierten Sophie dazu, selbst politisch aktiv zu werden und sich mit den psychologischen Herangehensweisen zu beschäftigen (Siems, 2015, S. 54).

Auch ihr Sohn Paul, Tochter Elisabeth und ihr Ehemann Robert waren in der sozialdemokratischen Partei aktiv, sie setzten sich alle für ähnliche Themen ein. Es ist davon auszugehen, dass in der Familie ein reger Austausch und eine offene Gesprächskultur geherrscht haben. Sophie kam mit den Ideen der Individualpsychologie in Kontakt und begab sich im Weiteren bei Alfred Adler in Analyse. Grund dafür könnte eine Selbstwertproblematik gewesen sein, da Sophie nicht studiert und keine höhere Schulbildung hatte (Siems, 2015, S. 56). Sie begann, sich im Verein für Individualpsychologie zu engagieren und widmete sich vorrangig der Beziehung der Geschlechter zueinander, der Eltern-Kind-Beziehung und Erziehungsfragen. Ab 1925 war sie als Ehe- und Erziehungsberaterin in ihrer Wohnung im ersten Bezirk tätig, hielt Vorträge und publizierte Artikel und umfangreichere wissenschaftliche Arbeiten zu individualpsychologischen Themen. 1931 erschien ihr Buch „Wie die Frau den Mann erlebt“ (Bruder-Bezzel, 1991, S. 114-115). Paul kritisierte seine Mutter dahingehend, dass sie beim Schreiben nicht nur von ihren eigenen Erfahrungen ausgehen sollte, und Sophie begann, sich daraufhin fachlich weiterzubilden. 1932 gründete sie die Sommerschule, die Kolleg\*innen die Möglichkeit bot, sich über die Sommermonate individualpsychologisch ausbilden zu lassen (Siems, 2015, S. 60). Ab 1935 unternahm Sophie zahlreiche Vortragsreisen in Europa und trug damit zur Verbreitung der Individualpsychologie bei (Siems, 2015, S. 61).

Trotz ihrer Entscheidung zur eigenen beruflichen Verwirklichung konnte ihre Tochter Elisabeth, im Gegensatz zu ihrem Sohn Paul, keine höhere Schulbildung absolvieren. Sophie war im Nachhinein unzufrieden mit ihrer unreflektierten Haltung gegenüber der Bildung ihrer Tochter. Sie warf sich vor, sie trotz ihrer Klugheit nicht zum Studium ermutigt zu haben (Siems, 2015, S. 63).

Mit der Machtergreifung der Austrofaschisten veränderte sich die Situation in Wien gänzlich. Die Beratungsstellen wurden geschlossen, und die Schriften Adlers standen auf der Liste der zu verbrennenden Bücher, ebenso wie das Buch von Sophie (Siems, 2015, S. 64). Robert und Sophie flüchteten im August 1938 von Wien über Zürich nach Paris, wo bereits Freund\*innen auf sie warteten und ein reger intellektueller Austausch herrschte. Robert erkrankte schwer und wurde schließlich mit Knochenkrebs

diagnostiziert, er starb am 16. September 1939 an den Folgen. Sophie litt nach seinem Tod an depressiver Verstimmung, konnte sich aber durch ihre guten Französischkenntnisse mit Arbeit ablenken (Lazarsfeld, 1973, nach Siems, 2015, S. 71-73). Sie emigrierte im April 1941 über Lissabon in die USA, zu ihrem Sohn Paul nach New York. Dort setzte sie ihre Tätigkeit als individualpsychologische Beraterin fort, hielt Kurse und Vorträge für die Individual Psychology Association in New York. Sie war dort auch Vizepräsidentin. Am 24. September 1976 starb sie in hohem Alter, wenige Wochen nach ihrem Sohn, in New York (Kenner, 2007, S. 148).

#### **4.2.2 Theorie, Werk und Schaffen**

Wie bereits erwähnt, betrieb Sophie ab 1925 eine eigene Ehe- und Sexualberatungsstelle in ihrer Wohnung in Wien (Bruder-Bezzel, 1991, S. 91). Sie war ein sehr aktives Mitglied im Verein für Individualpsychologie, was auch die Basis für ihre Beratungstätigkeit bildete. Neben ihrer praktischen Tätigkeit veröffentlichte sie zahlreiche Arbeiten mit teils wissenschaftlichem, populärem und ratgeberähnlichem Charakter. Außerdem hielt sie Vorträge in ganz Europa (Bruder-Bezzel, 1991, S. 114). Ihre Herangehensweise war durch die Individualpsychologie sozialdemokratisch und reformpädagogisch geprägt, dies spiegelt sich in Bezug auf ihre Auseinandersetzung mit den Themen Erziehung, Ehe, Sexualität, Verhältnis der Geschlechter und die Frauenfrage und in ihren Publikationen wieder (Bruder-Bezzel, 1991, S. 96).

Ihre erste Schrift „Vom häuslichen Frieden“ veröffentlichte Sophie in der internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie in der Artikelreihe „Richtige Lebensführung“ (Lazarsfeld, 1926b). Die Schriftenfolge wurde in der dritten Ausgabe des Jahres 1926 in der Zeitschrift mit Sophie als Herausgeberin angekündigt, und noch im selben Jahr erschien darin ihre erste Veröffentlichung (Siems, 2015, S. 101). 1927 folgte im Rahmen dieser Reihe eine weitere Publikation mit dem Titel „Erziehung zur Ehe“ (Lazarsfeld, 1928). In „Vom häuslichen Frieden“ mit einem Geleitwort von Alfred Adler, setzt sich Sophie mit dem Themen der Eltern Kind Dynamik und dem Familienklima auseinander (Siems, 2015, S. 102).

1929 veröffentlichte sie ihre Arbeit „Technik der Erziehung“ (Lazarsfeld, 1929a) in Form eines Sammelbandes, der als Erziehungsleitfaden verfasst war. Neben einigen Wiener Individualpsycholog\*innen beteiligten sich auch einige deutsche Kolleg\*innen. Die Schriftensammlung wurde als Buch mit einer klaren Gliederung publiziert.

In der Einführung enthält es die Erklärung von Erziehungsgrundbegriffen und den Grundlagen von Erziehungstechnik. Im Weiteren wird auf pädagogische Herausforderungen bei Säuglingen eingegangen, der dritte und ausführlichste Abschnitt beschäftigt sich anschließend mit dem Schulkind. Es geht um die adäquate Ernährung, körperliche Ertüchtigung, die Schulwahl und vieles mehr (Siems, 2015, S. 106). Der vierte Abschnitt ist dem Entwicklungsabschnitt Pubertät gewidmet, und im fünften werden altersübergreifende Themen behandelt, wie kindliche Kriminalität, körperliche Züchtigung, Autoritätsprobleme und die Bedeutung der Geschwisterreihe. Sophie verfasste das Einführungskapitel

„Grundbegriffe der modernen Erziehung“ und übernahm die Einleitung des Sammelbands. Sie begründete die Berechtigung des Buches und setzte sich für neue pädagogische Erkenntnisse ein (Siems, 2015, S. 107).

In „Familien- und Gemeinschaftserziehung“ (Lazarsfeld, 1927c) setzte sich Sophie mit dem psychologischen Zweck des individualpsychologischen Begriffs „Gemeinschaftsgefühl“ auseinander. Sie argumentierte darin für die Erziehung zur Gemeinschaft und verstand das Individuum als kontinuierlich mit seinem sozialen Umfeld verbunden. Weiters beschäftigte sie sich mit der Position des Kindes innerhalb der Familie und der Gemeinschaft und mit Erziehungsfragen (Siems, 2015, S. 112-113).

Im Laufe von Sophies beruflicher Tätigkeit verlagerte sich ihr Fokus von Erziehungsthemen in Richtung Ehe und Sexualität. In „Mut zur Unvollkommenheit“ (Lazarsfeld, 1926a) schrieb sie neben pädagogischen Inhalten über die Beziehung zwischen Mann und Frau und die der Stellung der Frau in der Gesellschaft.

Die Arbeit entstand auf Basis von bereits vorgetragenen Schriften, die schon früher entstanden waren. Sie thematisierte in diesem Werk die problematische Rollenverteilung von Mann und Frau in der Gesellschaft, die beide Geschlechter und ihre Beziehung zueinander einschränke, und plädierte dafür, eigene Unzulänglichkeiten zu akzeptieren (Siems, 2015, S. 117). Mit ihrem Titel „Mut zur Unvollkommenheit“ prägte sie einen vielgebrauchten Begriff der Individualpsychologie (Kenner, 2007, S. 147).

Ab 1927 lag der Fokus ihrer Arbeiten auf den Themen Sexualität, Partnerschaft und der Frauenfrage, auch in ihrer Beratungsstelle beschäftigte sie sich mit diesem Themenbereich. In den Werken „Die Ehe von heute und morgen“ (Lazarsfeld, 1927b) und „Erziehung zur Ehe“ (Lazarsfeld, 1928) setzte sie sich mit den Ursachen von partnerschaftlichen Schwierigkeiten auseinander und sah deren Ursprung in der unzureichenden Aufklärung und dem fehlendem Verständnis eines Paares füreinander begründet (Siems, 2015, S. 134). Die Inhalte ihrer Werke „Sexuelle Fälle in der Erziehungsberatung“ (Lazarsfeld, 1929b), „Über Eheberatung“ (Lazarsfeld, 1930), und „Sexuelle Erziehung“ (Lazarsfeld, 1931a) erschienen zusammengefasst und erweitert in ihrem ersten Buch „Wie die Frau den Mann erlebt. Fremde Bekenntnisse und eigene Beobachtungen“ (Lazarsfeld, 1931b).

1935 und 1936 veröffentlichte sie ihre letzten Arbeiten in Wien „Sexual Cases on Child Guidance Clinics“ (Lazarsfeld, 1935) und „Dare to be less than perfect“ (Lazarsfeld, 1936). 1938 emigrierte sie mit ihrem Mann nach Paris, 1941 nach New York, aus dieser Zeit sind keine Publikationen zu finden. Erst ab Ende der 1940er Jahre begann sie, nach einem ersten Fuß-Fassen in New York, wieder Arbeiten zu veröffentlichen. In der Zeit bis zu den 1950er Jahren entstanden laut Siems (2015, S. 78) gleich zehn Veröffentlichungen.

1947 schloss Sophie mit ihrem Artikel „War between the sexes“ (Lazarsfeld, 1947) an die Inhalte ihres zuvor erschienen Buches „Wie die Frau den Mann erlebt“ an. Sie trat weiter für die Gleichberechtigung von Mann und Frau ein, kritisierte das männliche Machtstreben und den Erhalt der patriarchalen

Strukturen. Ernüchert durch den Krieg, thematisierte Sophie den Beitrag von Frauen zum Machterhalt der Männer, den diese durch ihr Verhalten unterstützen würden (Siems, 2015, S. 78).

1948 veröffentlichte sie „The respective roles of earliest recollection and images“ (Lazarsfeld & Kadis, 1948), ein gemeinsames Werk mit Asya Kadis. Wie bereits im Titel der Arbeit erkennbar, beschäftigten sie sich darin mit Kindheitserinnerungen und sogenannten „images“. Die Erinnerungen eines Kindes verstanden sie als dessen individuelle Interpretationen von frühesten Erfahrungen und des unmittelbaren Umfelds. Die daraus entstehenden Annahmen, die „images“, prägen die Eltern-Kind Beziehung, und diese wird das Kind schließlich auf die Welt projizieren (Lazarsfeld & Kadis, 1948, S. 250).

In „Pitfalls in Psychotherapy“ (Lazarsfeld, 1952), erschienen 1952, setzte sich Sophie mit der therapeutischen Beziehung auseinander. Sie kritisierte die unzureichende Anerkennung der eigenen Leistung von Analysand\*innen im therapeutischen Prozess und unterstrich die Wichtigkeit der Fähigkeit zur Selbstreflexion von Therapeut\*innen (Siems, 2015, S. 78).

Mit dem Themenbereich der therapeutischen Beziehung beschäftigte sich Sophie auch in „Sources of obstacles in the course of therapy“ (Lazarsfeld, 1956). Sie widmete sich darin Konzepten wie dem Widerstand und der Abwehr im therapeutischen Prozess und jenem der Übertragung und Gegenübertragung. Sophie riet Therapeut\*innen zur intensiven Reflexion ihrer Emotionen, die sie gegenüber Patient\*innen empfinden, um herausfinden zu können, welche unbewussten Wünsche und Gefühle über die Therapeut\*innen ausagiert werden (Siems, 2015, S. 79).

Zeitgleich arbeitete Sophie an einem weiteren Buch mit dem Titel „The Fiction Mirror – Reflections of Conscious and Subconscious Realities“, das jedoch unveröffentlicht blieb.

Im Rahmen dieser Arbeit beschäftigte sie sich mit Werken bekannter Dichter\*innen und Erzählungen der griechischen Mythologie in Bezug auf ihre Identifikationsmöglichkeiten. Denn während ihrer jahrelangen Beratungstätigkeit fand sie heraus, dass es Patient\*innen bei der Formulierung ihres inneren Zustands helfen kann, sich dabei Märchen oder Erzählungen zu bedienen (Siems, 2015, S. 79).

Ein ebenfalls sehr spannendes Thema behandelte sie mit Lysa Kadis in „Change of Life – End of Life“ (Lazarsfeld, 1958). Sie beleuchteten in ihrer Arbeit die Auswirkungen der weiblichen Menopause bei Frauen, die zuvor ein aktives Sexualleben führten, mit jenen, deren Sexualleben eine weniger wichtige Rolle einnahm. Dabei fanden sie heraus, dass sexuell aktivere Frauen häufiger von körperlichen Symptomen und pathologischen Stimmungsschwankungen während ihrer Menopause betroffen waren (Siems, 2015, S. 79).

Im Weiteren wird Sophies Werk „Wie die Frau den Mann erlebt“ ausführlicher betrachtet. Als eine ihrer umfangreichsten Arbeiten enthält es viele Themen, die sie auch in anderen Veröffentlichungen wieder aufgriff, und bietet damit eine Grundlage für tiefere Einblicke in Sophies Gedankenwelt und in ihre Herangehensweise.

#### ***4.2.2.1 Wie die Frau den Mann erlebt***

Die Intention ihres Buches war für Sophie die Veröffentlichung eines gleichberechtigten Werkes zum Thema Ehe und Sexualität. Sie beschrieb zu Beginn ihrer Arbeit ein Überangebot an Büchern zur männlichen Perspektive, die dementsprechend auch von Männern verfasst waren, und kritisierte diese, in Hinblick auf ihre herabsetzende Haltung gegenüber der Frau, als unbrauchbar. Die wenigen Arbeiten von Frauen zum Thema Ehe und Sexualität empfand sie als Kampfschriften gegen den Mann oder als neutrale Sachbücher und somit auch nur als bedingt nützlich. Sie wollte diesen Arbeiten ein praxisnahes Werk gegenüberstellen, welches Männer nicht angriff, mit dem nötigen Wissen und Erfahrung ausgestattet und für beide Geschlechter relevant war und zusätzlich von einer Frau verfasst wurde (Lazarsfeld, 1931b, S. 1-3).

Während ihrer praktischen Tätigkeit als individualpsychologische Beraterin sammelte sie viel Erfahrung. Ihre Arbeiten bauten meist auf diesen Erfahrungen auf und waren mit zahlreichen Fallbeispielen ausgestattet.

Ein wesentliches Thema für Sophie waren die Aufklärung und Wissensvermittlung, denen sie sich im gesamten Text umfangreich widmete. Bereits im zweiten Kapitel geht es ausführlich um den Geschlechtsakt, dabei beschrieb sie detailliert und offen die Anatomie und Funktion der unterschiedlichen Geschlechtsteile (Lazarsfeld, 1931b, S. 18-21). Ähnlich aufgeschlossene Erklärungen begleiten die Leser\*innen über das gesamte Werk hinweg.

Im Weiteren beschäftigte sie sich, wie auch Adler, mit der Bachofen-Theorie und nutzte diese, um die Vormachtstellung des Mannes zu kritisieren. Bachofens Theorie zum Mutterrecht, eine historische Analyse, welche die Minderwertigkeit der Frau hinterfragt und belegt, dass es das Patriarchat nicht immer gab, bekam ausführlich Raum im dritten Kapitel ihres Buches (Lazarsfeld, 1931b, S. 28-47). Sie bezog sich auch auf andere Wissenschaftler\*innen, unter anderem auf Sigmund Freuds Arbeit „Totem und Tabu“, und kritisierte sein Werk in Hinblick auf das darin vermittelte Bild vom Verhältnis der Geschlechter und seine Herleitung des Inzestverbots als Spekulation, die sich statt auf Beobachtungen auf Annahmen stützte (Lazarsfeld, 1931b, S. 54-55).

Das nächste Kapitel widmete sich der „sexuellen Atmosphäre“ ihrer Zeit, um das Sexualerleben und Verhalten von Individuen in deren Kontext verstehen zu können (Lazarsfeld, 1931b, S. 65). Sie benutzte individualpsychologische Begrifflichkeiten und sprach von ungelebter Sexualität als Ausdruck einer Lebensangst. Durch die erlebte Entmutigung versucht das Individuum vor der Lebensaufgabe Sexualität zu flüchten (Lazarsfeld, 1931b, S. 69). Auch die Begriffe Geltungsstreben und Überkompensation erkannte sie in der sexuellen Atmosphäre ihrer Zeit. Das Geltungsstreben, welches den Mann zur Überkompensation seiner Schwächen bringt und dafür die Frau herabsetzen muss. Sie kritisierte die negativen Auswirkungen dieser Dynamik auf beide Geschlechter und plädierte für die notwendige Veränderung dieses Verhaltens (Lazarsfeld, 1931b, S. 70).

Sophie benannte die Entwertung der Frau über den Argumentationsweg der Natur als nicht haltbar und berief sich dabei auf die Erkenntnisse der Wissenschaft, wie auf die Theorie der Frauenherrschaft (Bachofen) und andere ethnologische Forschungen. Dabei sah sie die Eigenart der Geschlechter nicht in der Natur, sondern in der gesellschaftlich bedingten überlegenen Position des Mannes begründet. (Lazarsfeld, 1931b, S. 71-72)

An dieser Stelle erwähnte Sophie ein Fallbeispiel, das der Verdeutlichung ihrer Argumentation dient. Die Schilderung beschreibt das Handeln eines Arztes, der von sich behauptet, Frauenanliegen zu vertreten. Dieser Arzt verabreicht einer Frau, auf Wunsch ihres Ehemannes, libidosenkende Medikamente, weil sich der Ehemann aufgrund der ausgeprägten Lust seiner Frau während ihrer Menstruation „geschädigt“ fühlt. Die Schädigung des Mannes besteht darin, dass er während Phasen der gesteigerten Lust seiner Frau über seine Grenzen hinausgehend an sexuellen Aktivitäten teilnehmen „muss“. Sophie kritisierte, dass die Bedürfnisse der Frau in diesem Beispiel keine Rolle zu spielen schien und zwei Männer über sie und ihre Libido hinweg entschieden. Die Frau wird im Beispiel von dem Arzt, der vermeintlich für sexuelle Gleichberechtigung eintritt, verdinglicht, und die beiden Männer fügen der Frau einen großen Schaden zu (Lazarsfeld, 1931b, S. 74-75). Dieses Beispiel erklärt auch, was Sophie am männlichen Blick auf die Sexualität und den Schriften der Männer zu diesem Thema beanstandete. Es wirkt in der Schilderung so, als wäre es den beiden Männern, trotz des Wunsches nach Gleichberechtigung, nicht möglich, die Perspektive der Frau mitzudenken. Mit Selbstverständlichkeit und ohne Reflexion stellen sie die Bedürfnisse des Mannes über die seiner Ehefrau. Ein Fallbeispiel, das die sexuelle Atmosphäre der Zeit pointiert zusammenfasst.

Sophie beschäftigte sich außerdem mit der gleichwertigen, aber nicht gleichartigen Sexualität von Mann und Frau und beleuchtete dabei die mögliche sexuelle Unterlegenheit des Mannes. Sie betonte, dass die sexuelle Befriedigung des Mannes von der Steifheit seines Penis abhängig gemacht werde und er in der Wiederholung seiner sexuellen Befriedigung eingeschränkt sei. Die Frau sah sie, im Gegensatz dazu, physiologisch jederzeit zur sexuellen Befriedigung fähig, in der Wiederholung nicht eingeschränkt und dem Mann in Bezug auf ihren sexuellen Genuss überlegen (Lazarsfeld, 1931b, S. 79). In dieser sexuell-physiologischen Überlegenheit der Frau verstand sie eine Überkompensation des Mannes begründet, die für sie zur Herabsetzung der weiblichen Sexualität führte. Die Lösung aus dieser Dynamik war für Sophie notwendig, um die freie Entfaltung einer gemeinsamen Sexualität zu ermöglichen (Lazarsfeld, 1931b, S. 81).

Sophie argumentierte mit einigem Geschick vermittelnd zwischen den Vor- und Nachteilen im Sexualerleben der Geschlechter. Sie ging auf die Schwierigkeit ein, welche die Umstellung einer Überkompensation darstellte, und verwies auf die Möglichkeiten für Beratung (Lazarsfeld, 1931b, S. 89).

Mit ihren Ideen zur sexuellen Atmosphäre vertrat Sophie eine starke Gegenposition zur mehrheitlich frauenfeindlichen Haltung ihrer Zeit. Sie stellte dieser Einstellung Wissen und Aufklärung gegenüber,

identifizierte Vorurteile und trat mit einer vermittelnden Haltung für das Finden eines Miteinanders der Geschlechter ein.

Neben der tabulosen Wissensvermittlung zu jeglichen Themen, wie dem weiblichen Zyklus, männlichen Potenzstörungen, Erregungskurven, Sexpositionen, individuellen Vorlieben, seelischen Hemmungen oder dem Umgang miteinander nach dem Sex (Lazarsfeld, 1931b, S. 92-134), folgte im Weiteren auch das Thema Begehren in Langzeitbeziehungen. Sie beschrieb die dauerhafte Bindung als etwas Erstrebenswertes, bei dem beide Partner\*innen bereit sind, auch temporär Unangenehmes auszuhalten und ihre Energie zu investieren (Lazarsfeld, 1931b, S. 142-143). Weiters sprach sie von der Gefahr der Monotonie (Lazarsfeld, 1931b, S. 145) in Langzeitbeziehungen und dem Thema Begehren. Dabei unterstrich sie die Notwendigkeit des lustvollen Beteiligtseins der Frau am Sexualakt und betonte, dass sich der Mann darum bemühen solle (Lazarsfeld, 1931b, S. 149-152). Sie kritisierte die fehlende Möglichkeit zur beruflichen Entfaltung wie Selbstverwirklichung von Frauen und benannte ein daraus resultierendes Gefühl der Wertlosigkeit. Weder Mann noch Kinder könnten diese Lücke füllen. Laut Sophie sollte es nicht als selbstverständlich verstanden werden, dass eine Frau nicht arbeitete (Lazarsfeld, 1931b, S. 157).

Ohne das Ausüben eines Berufs sei das Leben einer Frau gänzlich auf ihren Mann ausgerichtet. Er würde so zum Fokus ihrer Welt und bekäme dadurch eine übermächtige, gottähnliche Stellung, und es entstünde eine absolute seelische Abhängigkeit von ihm. Die Frau habe kein anderes Umfeld und sei restlos auf ihren Mann und dessen Bedürfnisse ausgerichtet (Lazarsfeld, 1931b, S. 165-166). Dieser Umstand habe auch auf sexueller Ebene seine Auswirkungen. Die Frau sei immer zu Hause, und ihr Mann ist an ihre dauerhafte Verfügbarkeit, als sexuell immer bereite Frau, gewöhnt. Mit der Berufstätigkeit einer Frau, würde diese an persönlichem Wert gewinnen und nicht mehr nur auf ihn ausgerichtet sein. Diese Veränderung könne einen Mann verunsichern, auch in seiner Sexualität. Im sexuellen Verkehr mit einer nicht berufstätigen Ehefrau sei er klar überlegen und müsse in seiner Sexualität nicht sonderlich sicher sein. Gewinne die Frau durch ihre Berufstätigkeit an Wert, könne das ihren Mann verunsichern. Ein Ausdruck dieser Verunsicherung könnten Potenzstörungen sein (Lazarsfeld, 1931b, S. 216-219).

Eine dauerhaft glückliche Beziehung der Geschlechter könne es nur durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen von ihrem Geschlechtspartner und die völlige Gleichwertigkeit von Frauenarbeit geben (Lazarsfeld, 1931b, S. 225). Sophie sah weiters die volle sexuelle Freude beider Geschlechter im Miteinander wie im gleichberechtigten Nebeneinander begründet (Lazarsfeld, 1931b, S. 232).

Sie ließ in ihrem Buch mehrere Briefe von homosexuellen Männern mit der Schilderung ihrer Lebensrealitäten zu Wort kommen. Sophie ging zwar davon aus, dass Homosexualität oftmals erlernt und dadurch heilbar sei, was heute nicht mehr haltbar ist. Sie erwähnte aber auch, dass die Betroffenen nicht unter ihrer Sexualität selbst, sondern an den gesellschaftlichen Umständen und dem Verbot von Homosexualität leiden würden. Sie beschrieb weiters die Liebe zweier Frauen mit Verständnis und

Einfühlsamkeit, gleichzeitig plädierte sie klar für die gegengeschlechtliche Liebe als erstrebenswertes Ziel (Lazarsfeld, 1931b, S. 279-286).

Mit ihrem Buch gelang Sophie ein ausführliches Werk zu wesentlichen Lebensthemen wie Beziehung, Sexualität und Geschlechterverhältnis. Sie sprach über massiv schambehaftete Themen, klärte auf und plädierte, ganz im Sinne des Gemeinschaftsgefühls, für Offenheit und Austausch zwischen den Geschlechtern. Sie vermittelte Wissen zu kaum sachlich besprochenen Themengebieten wie der weiblichen Sexualität und ging damit gegen Stigmatisierung vor. Deutlich spürbar sind dabei der sozialdemokratische Einfluss und sozialreformerische Ideen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Sophie ein sehr umfangreiches Werk und Schaffen mit einer beachtlichen Bandbreite an Themen hinterlassen hat. Mit ihren aufklärerischen Schriften zu Erziehung, Ehe und Sexualität hat sie im frühen 20. Jahrhundert ein fortschrittliches Denken bewiesen und mit großer Offenheit und ohne Scham damalige Tabuthemen angesprochen. Gedanken wie eine gewaltfreie Erziehung, der Anstoß, schwieriges Verhalten von Kindern verstehen zu versuchen und auf das Kind eingehen zu wollen, zeugen von einer erfrischend reformerischen Herangehensweise. Ähnlich beim Thema Beziehung und Sexualität, sie beschrieb in „Wie die Frau den Mann erlebt“ detailliert sexuelle Funktionsweisen und Geschlechtsorgane in einer Zeit, die von Unwissenheit und fehlender Aufklärung geprägt war. Die Beziehung zwischen Mann und Frau verstand sie als gleichberechtigte Gemeinschaft, in der beide ihren Beitrag zum Zusammenleben leisten. Sie riet zu Kommunikation und Verständnis füreinander und widmete sich diversen Themen aus Frauenperspektive. Ihre klare Sprache und Wissensvermittlung zur weiblichen Sexualität war ein wichtiger Beitrag für deren Entstigmatisierung und Entmystifizierung und für ein positives Selbstverständnis von Frauen. Sie trat für die Berufstätigkeit und Unabhängigkeit der Frau ein, räumte mit Einwänden auf und bot Lösungen für deren Umsetzung an. Mit der weiblichen Menopause widmete sie sich einem weiteren unbeachteten Thema und einem, das bis heute tabuisiert wird.

Allein der Titel ihres Buches „Wie die Frau den Mann erlebt“ war in einer rigiden, patriarchal organisierten Gesellschaft bahnbrechend. In einer Männergesellschaft legte sie den Fokus auf den weiblichen Blick und gab in ihrem Buch damit einer kaum beachteten Perspektive Raum. In diesen starren Strukturen setzte sich Sophie mit bewundernswertem Engagement und Mut für mehr Beweglichkeit und Flexibilität ein.

Auch das spätere Thema der therapeutischen Beziehung und ihre Empfehlung zur stetigen Reflexion der Gegenübertragung von Therapeut\*innen transportierte etwas Aufklärerisches. Durch die Verhinderung eines unreflektierten Verhaltens von Therapeut\*innen trat sie für den Schutz des therapeutischen Raumes ein. Und schließlich ihre unveröffentlichte Arbeit zum Thema Märchen als Identifikationsmöglichkeit als eines, das noch zahlreiche Tiefenpsycholog\*innen nach ihr beschäftigen sollte. Sophie Lazarsfeld bediente im Laufe ihres Schaffens einen breiten Themenpool mit großer Feinsinnigkeit und einem Gefühl für unterrepräsentierte Themen, die auch heute noch von Relevanz sind.

### **4.3 *Else Freistadt-Herkza***

#### **4.3.1 *Biografie***

Else Freistadt wurde am 3. Juni 1899 als zweites von sechs Kindern in Wien Leopoldstadt geboren. Die Familie lebte dort in einem Bürgerhaus in der Kleinen Pfarrgasse. Elses große Schwester Erna war bereits im frühen Kindesalter verstorben, zu ihrem Tod gibt es keine näheren Informationen. Generell existieren von der Familie Freistadt wenige Dokumente, die klaren Aufschluss über die Biografie von Else geben könnten (Stauffer, 1995, S. 25). Ihre Mutter Rosalie wurde in Preßburg, heute Bratislava, als Rosalie Grünberg geboren und wuchs dort in einer jüdisch-orthodox geprägten Umgebung auf. Ihr Vater war Talmudlehrer, und die kinderreiche Familie musste, zur Verbesserung ihrer finanziellen Situation, Zimmer ihrer Wohnung vermieten. Rosalie war das jüngste von elf Kindern und verbrachte ihre Zeit mit Sticken und Nähen, wie damals für Mädchen und Frauen üblich. Ihre Heirat mit Wilhelm Freistadt wurde standesgemäß durch einen männlichen Repräsentanten der Familie, ihren älteren Bruder, vermittelt. Rosalie kannte ihren Mann davor nur durch Briefwechsel (Stauffer, 1995, S. 26). Elses Vater, Wilhelm Freistadt, wurde 1868 in Wien geboren. Er hatte eine Beamtenposition als Leiter des Friedhofsamtes der jüdischen Gemeinde und konnte seiner Familie damit einen standesgemäßen Lebensstil mit großer Wohnung, Haushaltsangestellten und Sommerfrische in Baden bieten. Er war für seine Familie eine starke und dominante Person, Else selbst beschrieb ihn als strengen, aber geachteten Menschen. Ihrem Vater war seine Arbeit als Beamter, die damit einhergehende Verbindung zum Kaiserhaus und die Zugehörigkeit zum höheren Bürgertum sehr wichtig und Teil seiner Persönlichkeit. Wilhelm starb Anfang 1939, kurz nach seiner Flucht aus Wien, in der Schweiz (Stauffer, 1995, S. 27-29).

Else wuchs in einer bürgerlichen Familie auf und war von Musik, Theater, Presse und Unterhaltung umgeben. Ihre Dienst- und Kindermädchen stammten aus Böhmen und Ungarn, auch deren Wurzeln und Lebensrealitäten hatten einen Einfluss auf Else (Stauffer, 1995, S. 30).

1900 wurde ihr Bruder Leon geboren, 1902 folgte ihre Schwester Alice, 1904 Ernst, 1907 Ludwig, und 1908 kam ihr jüngster Bruder Emil zur Welt. Nach dem Tod ihrer Schwester Erna war Else das älteste Kind der Familie. Else wuchs also in einem kinderreichen Haushalt auf (Stauffer, 1995, S. 32), ihre Kindheit wirkt unbeschwert und geborgen (Stauffer, 1995, S. 37). Zu den Beziehungen der Geschwister untereinander ist wenig bekannt. Elses Verhältnis zu Alice war ab der Pubertät von Eifersucht und Rivalität durchzogen, die Beziehungen zu ihren Brüdern scheinen sich erst nach ihrer Emigration intensiviert zu haben.

Der Alltag der Familie war vom jüdischen Glauben, seinen Traditionen und Vorschriften geprägt, die jüdische Feste nahmen dabei eine wichtige Stellung ein und wurden von den Eltern sehr ernst genommen. Else begann sich später vom jüdischen Glauben zu distanzieren (Stauffer, 1995, S. 32).

Bis zu ihrer Heirat 1932 lebte Else zusammen mit ihrer Familie in der elterlichen Wohnung. Als Tochter eines Beamten erhielt sie eine höhere Schulbildung, die Schule nahm eine zentral wichtige Rolle in ihrem Leben ein. Else war klug, fleißig und ruhig, außerdem war ihr das Lesen sehr wichtig. Es fiel ihr jedoch schwer, in der Schule sozialen Anschluss zu finden. In der Mittelschule entdeckte sie ihr Interesse an Literatur und deutscher Geschichte (Stauffer, 1995, S. 38-39), und sie besuchte während dieser Zeit, wie auch während ihres Studiums, regelmäßig Theatervorstellungen und Konzerte (Stauffer, 1995, S. 27). 1917 entschied sie sich für weitere drei Schuljahre mit Maturitätsprüfung, um im Anschluss ein Studium an der Universität beginnen zu können. Damit widmete sie ihrer Ausbildung viel Zeit und begab sich auf einen Weg, der damals für Frauen äußerst unüblich war (Stauffer, 1995, S. 39)

Die Zeit ihrer Ausbildung war geprägt vom Ersten Weltkrieg und dessen Auswirkungen. Durch das Ende der Monarchie erlebten viele Beamten einen sozialen Abstieg, und auch Else versuchte während ihres Studiums Geld zu verdienen. Der zunehmende Antisemitismus und die Not der Nachkriegszeit beschäftigten sie. 1920 schloss sie die Schule ab, in der sie sich ihren Mitschülerinnen weit überlegen fühlte. Sie interessierte sich für religiöse Themen, Philosophie und ihre eigene Sexualität. Letztere verstand sie zu diesem Zeitpunkt als weder auf einen Mann noch überhaupt auf Männer beschränkt (Stauffer, 1995, S. 46-47).

1920 begann sie an der Universität Wien deutsche und französische Literatur und Philosophie zu studieren, dabei richtete sich ihr Interesse vor allem auf die romantische und klassische Dichtung. Sie war vom Inhalt des Studiums, den Professoren und ihrem Kolleg\*innen eher enttäuscht und belegte deshalb Kurse in Psychologie (Stauffer, 1995, S. 53). Während ihres Studiums unternahm sie Ausflüge in die Umgebung Wiens, Gebirgswanderungen, ging gerne Schwimmen und Schlittschuhlaufen. Außerdem setzte sie sich mit der entwerteten Position der Frau auseinander und wehrte sich gegen den verklärten männlichen Blick auf die Frau. Sie begann den jüdischen Glauben zu hinterfragen und sich von ihren Eltern zu lösen. Mit der kritischen Betrachtung gesellschaftlicher Normen begab sich Else in ihrer intellektuellen Entwicklung auf neues Terrain. Sie bewegte sich in dieser Zeit, trotz des gemeinsamen Wohnens, unabhängig von der Familie, ging auf Feste und kam erst in den frühen Morgenstunden nach Hause. Else begann während ihres Studiums ein unüblich freies Leben zu gestalten, dem ihre Eltern kritisch gegenüberstanden (Stauffer, 1995, S. 48-49).

In ihren Tagebucheintragungen schrieb sie offen über erotische und sexuelle Erfahrungen, zunächst noch verschlüsselt durch Stenografie. Sie verstand Erotik und Flirts als etwas Anziehendes und sah darin den Ursprung von Spannung und Lebensenergie. Später beschrieb sie ohne Verschlüsselung sexuelle Träume, in denen es immer wieder zum Sex kam. Gleichzeitig empfand sie, geprägt von der Moralvorstellung ihrer Zeit, eine Angst vor der Sexualität. Sie wechselte zwischen der Sehnsucht nach sexuellem Erleben und den traditionellen Vorstellungen, die Sex mit wahrer Liebe oder Ehe in Verbindung setzten (Stauffer, 1995, S. 50-52).

Über eine Psychologievorlesung bei Karl Bühler kam sie mit Charlotte Bühler in Kontakt und wurde noch vor Studienende ihre Mitarbeiterin. Else beschrieb in ihrem Tagebuch homoerotische Fantasien gegenüber Charlotte und schwankte in Bezug auf sie zwischen Bewunderung und Verachtung. Charlotte Bühler widmete sich in ihrer Arbeit der Jugendpsychologie, Else las für sie zahlreiche Jugendtagebücher. Zusätzlich schrieb sie Interpretationen und Referate. In diesen Kreisen kam Else erstmals mit Alfred Adler und der Individualpsychologie in Kontakt (Stauffer, 1995, S. 54-55). 1924 beendete sie ihr Studium und arbeitete weiterhin mit Charlotte Bühler zusammen. Sie verfasste in dieser Zeit Buchrezensionen und Aufsätze über Jugendpsychologie und Frauenemanzipation. Neben dieser Tätigkeit hatte sie keine eigentliche Berufstätigkeit, und ihre ursprüngliche Idee, als Lehrerin zu arbeiten, betrachtete sie mit Vorbehalten. Sie verschob ihre Lehramtsprüfung immer wieder. In dieser Zeit traf sie Alfred Adler, der ihre Fähigkeiten für die Individualpsychologie einsetzen wollte (Stauffer, 1995, S. 64). Es bleibt unklar, wie genau die beiden ursprünglich in Kontakt kamen. Else beteiligte sich jedenfalls, begeistert von Adlers Theorien, an den Treffen des Vereins für Individualpsychologie im Café Siller. Adler war spontan von Else angetan, und bereits eine Woche später hielt sie einen Vortrag im Verein. Neben dem Austausch auf intellektueller Ebene begannen Alfred Adler und Else ein sexuelles Verhältnis, das sich konfliktreich gestaltete (Stauffer, 1995, S. 83). Else liebte ihn zwar nicht, hatte jedoch großes Vertrauen zu ihm und sah ihn als Sicherheit vermittelnde Vaterfigur. Ihr sexuelles Verhältnis war auf Adlers körperliche Befriedigung ausgerichtet, Else versuchte sich dabei als unabhängige, abenteuerlustige junge Frau zu geben (Stauffer, 1995, S. 83-86). Sie litt unter der Beziehung zu Adler, weil sie sich insgeheim mehr wünschte als ein sexuelles Verhältnis. Else wollte sich ganz der Beziehung zu Adler hingeben. Obwohl ihre Sehnsucht unbefriedigt bleibt, schätzte Adler Else sehr und versuchte sie in ihrem beruflichen Fortkommen zu unterstützen (Stauffer, 1995, S. 88). Sie wurde Mitglied im Verein und hielt weiterhin Vorträge, in denen sie über die Tagebücher Jugendlicher und die Werke Oskar Ewalds sprach. Außerdem verfasste sie zahlreiche Aufsätze und Artikel, die in unterschiedlichen Büchern und Zeitschriften veröffentlicht wurden (Stauffer, 1995, S. 101). 1925/26 übernahm sie mit großem Erfolg einen Vorlesungszyklus an der Volkshochschule, in dem sie über die Individualpsychologie und andere psychologische Themen referierte. Diese Vorlesungen hielt sie auch nach der Trennung von Adler bis Anfang der Dreißigerjahre weiter (Stauffer, 1995, S. 102). Im Verein lernte sie weitere Mitglieder der Individualpsychologie kennen. Mit Rudolf Allers und Josua Klein flirtete sie, es kam zu kurzen, unglücklichen sexuellen Verhältnissen. In ihrem Tagebuch berichtete sie offen über die Anbahnungen, Sehnsüchte, sexuelle Erfahrungen und beschrieb detailliert, wie sie die jeweiligen Männer beim Sex erlebte. Auch in Bezug auf Frauen schwang in Elses Beschreibungen eine erotische Anziehung mit (Stauffer, 1995, S. 107-110). Ihre Verhältnisse folgten, ähnlich der Beziehung mit Adler, einem Muster. So auch jenes mit Erwin Wexberg, das aber platonisch blieb. Wexberg wollte seine Ehe nicht gefährden, hatte sich aber in Else verliebt. Er fühlte sich von ihrer Lust und Neugier angezogen, nachdem aber seine Frau ihren heimlichen Briefwechsel entdeckte, beendete er schließlich die Beziehung zu Else. Ihre Beziehung war geprägt von Versuchen des Abschieds und Wieder-in-Kontakt-Kommens, von

Lust, Sehnsucht und Leid. Das Verhältnis nahm Else emotional ein, sie konnte nicht von ihm lassen, und sie empfand die endgültige Loslösung als äußerst schmerzhaft (Stauffer, 1995, S. 112-114). Ab 1928 arbeitete sie, nach ihrer Lehramtsprüfung, an einer Mädchenschule und versuchte zeitgleich ein privates Kinderheim für Kinder und Jugendliche ab 14 Jahren aufzubauen. Außerdem veröffentlichte sie weiterhin Arbeiten (Stauffer, 1995, S. 119).

1927 lernte sie bei einem ihrer Vorträge in der Volkshochschule Hans Herzka kennen, und es entstand eine enge Freundschafts- und Arbeitsbeziehung zwischen ihnen. Nach einiger Zeit der Freundschaft entwickelte sich zwischen den beiden eine Liebesbeziehung, und auch unter dieser Beziehung litt Else. Sie wünschte sich sexuelle Erfüllung und emotionale Nähe, während Hans von ihr Unabhängigkeit erwartete. Else konnte sich aber trotzdem eine dauerhafte Beziehung mit ihm vorstellen, und sie heirateten am 15. März 1931. Am 1. Februar 1935 kam ihr ersehnter gemeinsamer Sohn Heinz Stefan zur Welt (Stauffer, 1995, S. 125-129). Sie zog sich anschließend als Mutter, Ehe- und Hausfrau zurück, schrieb aber weiterhin Artikel zu pädagogischen und psychologischen Themen. Sie eröffnete mehrere Kinderheime, in denen sie teilweise die therapeutische Betreuung übernahm und gründete einen Montessori-Kindergarten. Zeitgleich spitzte sich die politische Situation zu, ab dem Jahr 1934 herrschten bürgerkriegsähnliche Zustände unter der faschistischen Regierung in Österreich (Stauffer, 1995, S. 140-141). Am 10. August 1938 verließen Hans und Else mit ihrem Sohn Wien in Richtung Schweiz (Stauffer, 1995, S. 155). Ab 1940 folgten häufige Wohnungswechsel der Familie und dauernde Auseinandersetzungen mit der Fremdenpolizei. Hans und Else kämpften verzweifelt um die Verlängerung ihrer Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz. Else verfasste weiterhin Artikel für Zeitungen und Fachzeitschriften. Die letzten Kriegsmonate verbrachten sie in Genf, und Else wurde unerwartet ein zweites Mal schwanger. Am 21. Dezember 1945 kam ihre Tochter Ines Katrin Herzka zur Welt. Kurz danach erlitt Else einen Schlaganfall, der Sprach- und Bewegungsstörungen verursachte. Am März 1946 wurde ihre Tochter Ines, vermutlich aufgrund einer Lungenentzündung tot aufgefunden (Stauffer, 1995, S. 177-179). 1948 folgte ein weiterer Schicksalsschlag, dem 13-Jährigen Heinz Stefan wird aufgrund von Hüftproblemen eine einjährige Liegekur verordnet. 1950, nach zwölfjähriger Tortur, erhielt die Familie schließlich die endgültige Niederlassungsbewilligung in der Schweiz. Die Schicksalsschläge und der Krieg hinterließen deutliche Spuren an Elses körperlicher und psychischer Verfassung. Obwohl sie zu diesem Zeitpunkt sehr schlecht sah und dadurch nicht mehr lesen konnte, begann sie wieder Kurse zu philosophischen, psychologischen und religiösen Themen zu halten. Sie hatte damit zwar einigen Erfolg, musste ihre Kurstätigkeit aber aufgrund ihres Gesundheitszustands 1952 wieder beenden. Im November 1953 erlitt Else einen weiteren schweren Schlaganfall, sie starb schließlich am 24. November 1953 (Stauffer, 1995, S. 180-182).

#### **4.3.2 Theorie, Werk und Schaffen**

Else veröffentlichte im Laufe ihres Lebens zahlreiche Artikel für Fachzeitschriften und Buchbeiträge, sie hielt Vorträge im Kreis der Individualpsychologie, beim internationalen Kongress für Individualpsychologie und Vorlesungen an der Volkshochschule. In ihrem Werk beschäftigten sie zunächst Erziehungsfragen und die Lebensrealitäten von Jugendlichen, wohl auch aufgrund ihrer Zusammenarbeit mit Charlotte Bühler. Ihre Herangehensweise war dabei praxisnah und undogmatisch mit einem Augenmerk auf psychologische und pädagogische Fragestellungen (Stauffer, 1995, S. 102). Neben den Theorien der Individualpsychologie beschäftigte sich Else intensiv mit den Werken von Oskar Ewald und später mit den Werken von Josua Klein. Sie nahm dabei eine kritische Haltung ein und versuchte Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Ideen herauszuarbeiten (Stauffer, 1995, S. 104). Else engagierte sich außerdem in den städtischen Erziehungsberatungsstellen und gründete ein privates Kinderheim, in dem sie auch die Leitung übernahm (Stauffer, 1995, S. 102). Nach ihrer Flucht in die Schweiz besuchte sie Seminare bei C. G. Jung und begab sich in eine Lehranalyse bei Toni Wolff, einer Jung'schen Analytikerin (Kenner, 2007, S. 110).

Die Veröffentlichungen von Else sind umfangreich und können deshalb im Rahmen dieser Arbeit nicht in allen Einzelheiten bearbeitet werden. Zahlreiche Werke sind weiters nicht zugänglich, sollen aber im Folgenden durch eine Bibliografie erwähnt werden, um einen Überblick zu vermitteln, womit sich Else während ihres Schaffens beschäftigte.

Auf ausgewählte Arbeiten wird im Weiteren eingegangen, wie auf ihren Beitrag „Vom inneren Leben der Jugend“ (Freistadt, 1926) im von Erwin Wexberg herausgegebenen „Handbuch für Individualpsychologie“. Der Artikel ist eines ihrer früheren Werke und trägt deutliche Einflüsse der individualpsychologischen Denkweise. Neben dieser stützte sie sich, ihrer kritischen Herangehensweise entsprechend, auch auf zu dieser Zeit gängige Theorien zur Jugendpsychologie (Stauffer, 1995, S. 120). Else untersuchte in ihrem Text die Verhaltensweisen von Jugendlichen und betonte dabei im individualpsychologischen Sinne die Wichtigkeit einer ganzheitlichen Sicht auf das Individuum. Dafür bezog sie die Geschichte und das Umfeld der Jugendlichen mit ein (Freistadt, 1926, S. 235). Else stützte ihre Arbeit neben den Tagebüchern von Jugendlichen auf die Dichtung von Jugendlichen und über die Jugend, wie auf ihre eigenen Beobachtungen. Sie betonte den nicht gewünschten Anspruch auf Vollständigkeit ihrer Betrachtungen und verstand die Jugend als Zwischenstadium, in dem Jugendliche nicht mehr zu den Kindern gehören und noch nicht zu den Erwachsenen. Neben den körperlichen Veränderungen betrachtete Else deren Auswirkungen auf die Psyche von Jugendlichen (Freistadt, 1926, S. 236).

Ihr Artikel „Das häßliche Kind“ (Freistadt, 1928) trug ebenfalls individualpsychologische Spuren und wurde in der Eltern-Zeitschrift veröffentlicht. Sie beschäftigte sich darin mit dem durch Märchen und Sagen übermittelten Bild des „hässlichen Kindes“ und brachte dieses mit der Psyche von „hässlichen“ Kindern in Kontakt. Schönheit stand dabei für Else in Verbindung mit Macht und galt damit als erstrebenswert, demgegenüber stehend sah sie die Hässlichkeit. Durch Märchen würden Kindern diese

Wertungen vermittelt, und diese hätten einen Einfluss auf das Kind. Else arbeitete im Weiteren anhand von Beispielen der Dichtung heraus, wie sich in den Geschichten Schönheit oder Hässlichkeit auswirkten (Stauffer, 1995, S. 121). Sie stellte dabei fest, dass die „hässlichen“ Kinder ihre vermeintliche Minderwertigkeit mit besonderer Klugheit und Scharfsinn kompensieren, und verwendete damit erneut individualpsychologische Ideen. Im Weiteren widmete sie sich der Fallgeschichte eines Mädchens, hinter dem Stauffer (1995, S. 122) Elses eigene Biografie vermutet.

In ihrer Arbeit „Kurzsichtigkeit bei Kindern – Ein erzieherisches Problem“ (Freistadt-Herzka, 1935), beschäftigte sich Else mit der Organminderwertigkeit. Ebenfalls an Kurzsichtigkeit leidend, plädierte sie am Beispiel eines Mädchens für einen verständnisvollen Umgang der Bezugspersonen mit der körperlichen Schwäche ihres Kindes. Sie beschrieb in der Fallgeschichte, wie das Minderwertigkeitsgefühl des Mädchens, neben Kurzsichtigkeit, durch die fehlende Ermutigung durch die Eltern verstärkt wurde. Else beendete ihre Arbeit mit der Feststellung, dass körperliche Unzulänglichkeiten Auswirkungen auf die Psyche eines Menschen hätten und neben der ärztlichen Behandlung auch eine Therapie für die Psyche notwendig sei. Vermutlich basiert auch diese Arbeit zumindest teilweise auf Elses eigenen Erfahrungen (Stauffer, 1995, S. 123-125).

#### Ausgewählte Bibliografie:

- Freistadt, E. (1924): Die Lyrik von Hieronymus Lorm. Unveröffentlichte Dissertation. Universität Wien.
- Freistadt, E. (1926): Vom inneren Leben der Jugend. In: Erwin Wexberg (Hrsg.). Handbuch der Individualpsychologie. Wien/München: J.F. Bergmann, 235-275.
- Freistadt, E. (1926): Geschwister. Du und der Alltag. Wien
- Freistadt, E. (1926): Reifendes Leben. Du und der Alltag. Wien
- Freistadt, E. (1929): Jugend und Autorität. Eltern-Zeitschrift, 1. Jan 1929
- Freistadt, E. (1932): Nervöse Eltern. Eltern-Zeitschrift, 5. Mai 1932
- Herzka-Freistadt, E. (1933): Praktische Winke und Ratschläge. Was führt das Kind zur Lüge?. Eltern-Zeitschrift, 6. Juni 1933
- Herzka-Freistadt, E. (1935): Sexuelles Leben bei Kindern. Eltern-Zeitschrift, 2. Februar 1935
- Herzka-Freistadt, E. (1935): Unglückliche Ehen. Frauen und Modezeitung, 26, 29. Juni 1935
- Herzka-Freistadt, E. (1935): Kurzsichtigkeit bei Kindern. Eltern-Zeitschrift, 8. August 1935
- Herzka-Freistadt, E. (1943): Von Kleidern und Frauen. Die Tat, 261, 5. November 1943
- Herzka-Freistadt, E. (1944): Von Elternhaus und Schule (zum Aufsatz von Vater und Mutter hängt es ab). Die Tat, 28. April 1944
- Herzka-Freistadt, E. (1944): Welt der Träume I. Die Tat, 211, 11. August 1944
- Herzka-Freistadt, E. (1944): Sind Sie glücklich verheiratet?. Die Tat, 302, 10. November 1944
- Herzka-Freistadt, E. (1945): Bücher und Kunst – was sind sie uns heute? I. Teil, Die Tat, 4, 5. Jänner 1945

- Herzka-Freistadt, E. (1945): Erziehung vor und nach dem Kriege. I, Die Tat, 39, 9. Februar 1945
- Herzka-Freistadt, E. (1945): Die Ehe als Aufgabe. Schweizer Frauenblatt, 15, 13. April 1945
- Herzka-Freistadt, E. (1945): Demokratisierung der Kunst. Schweizer Frauenblatt, 32, 10. August 1945
- Herzka-Freistadt, E. (1946): Kampf der Geschwister. Fachblatt für Schweizerische Heime und Anstalten, 7. Juli 1946
- Herzka-Freistadt, E. (1947): Zur religiösen Entwicklung des Kindes und Jugendlichen. Fachblatt für Schweizerische Heime und Anstalten, 10. Oktober 1947
- Herzka-Freistadt, E. (1948): Reife Jahre. Schweizer Erziehungs-Rundschau, 3. Juni 1948
- Herzka-Freistadt, E. (1949): Kindheitserinnerungen. Schweizer Erziehungs-Rundschau, 4. Juli 1949
- Herzka-Freistadt, E. (1949): Wert und Gefahr der Psychoanalyse. Schweizer Frauenblatt, 52, 30. Dezember 1949
- Herzka-Freistadt, E. (1950): Die Analytischen Schulen in der Psychologie. Darstellungen und Einwände. Schweizer Erziehungs-Rundschau, November 1950
- Herzka-Freistadt, E. (1950): C. G. Jungs Tiefenpsychologie. Revue Hospitalis Fachblatt, 11./12. November/Dezember 1950, 351-353
- Herzka-Freistadt, E. (1951): Moderne Traumdeutung. Theorien von S. Freud und C.G. Jung. Der Landbote, 65, 19. März 1951, Beilage.
- Herzka-Freistadt, E. (1952): Logotherapie. Revue Hospitalis Fachblatt, 11. November 1952, 349-350.
- Herzka-Freistadt, E. (1953): Yoga - Heute? Teil I. Der Landbote, 74, 31. März 1953
- Herzka-Freistadt, E. (1953): Yoga und Christentum. Eine Replik auf den Artikel: Yoga – Heute?. Der Landbote, 16. Juni 1953
- Herzka-Freistadt, E. (1953): Neue Wege der Psychologie. Logotherapie. Gesundheit und Wohlfahrt, Oktober 1953, 518-520.
- Herzka-Freistadt, E. (1954): Kindheitserinnerungen. Mutter und Kind. Jahrbuch für Kinderpflege und Familienglück, 86-89.

Es lässt sich festhalten, dass Else schon früh einen unkonventionellen Weg für sich einschlug. Sie stammte aus gutem Hause, genoss Kunst und Kultur und erhielt eine damals für Mädchen sehr ungewöhnliche höhere Schulbildung. Sie studierte nach anfänglichen Entscheidungsschwierigkeiten, war unabhängig und selbstständig. Im Laufe ihres Lebens veröffentlichte sie zahlreiche Artikel zu unterschiedlichsten Themen, wie die Bibliografie zum Ausdruck bringen soll. Früh schrieb sie mit großer Offenheit in ihren Tagebüchern über ihre Sexualität, sexuelle Erlebnisse, Wünsche, Sehnsüchte und Fantasien. Dabei beschränkte sich ihr Interesse nicht auf Männer, und sie verstand sich als bisexuell. Sie war intelligent und gebildet, versuchte, ihren Weg als Frau in einer männlich dominierten Sphäre zu gehen

und fand sich immer wieder zwischen dem traditionellen Frauenbild und ihren Unabhängigkeitsbestrebungen hin- und hergerissen. Diesen Konflikt empfand sie auch in ihren Liebesbeziehungen. Einerseits äußerte Else eine Sehnsucht nach einer tiefen Beziehung, gleichzeitig empfand sie aber eine Furcht vor dem Verlust ihrer Autonomie (Stauffer, 1995, S. 251). Else war beruflich unabhängig und wurde Mutter, sie vereinte beide Bereiche in ihrem Leben zu einem Kompromiss. Ihr Denken und ihre Beobachtungen waren klug und feinfühlig, was in ihren Werken klar zum Ausdruck kommt. Else setzte sich für Offenheit und Verständnis in der Erziehung ein, sie arbeitete praxisorientiert. Die psychologischen Auswirkungen von Erlebnissen waren für sie von wesentlicher Bedeutung, und sie wies in ihren Arbeiten stets auf deren Wichtigkeit hin. Interessant ist dabei der Einfluss ihrer eigenen Geschichte und Prägungen, wie beispielsweise beim Thema der Organminderwertigkeit. Trotz der Schwierigkeiten ihrer Zeit beschritt Else mit ihrem Lebenswandel und ihren Arbeiten als individualpsychologische Pionierin neue Wege.

#### **4.4 Alice Rühle-Gerstel**

##### **4.4.1 Biografie**

Die Eltern von Alice, Emil Gerstel und Cornelia Starkosch heirateten im Jahr 1893. Cornelia stammte aus einer jüdischen Familie, die im Brünn lebte und mit dem Tuchhandel rasant aufgestiegen war (Marková, 2008, S. 22). Sie fühlte sich zu Wien hingezogen und besuchte die Stadt regelmäßig für Opernbesuche, Weihnachtseinkäufe und Ausflüge, auch die Geschäftsverbindungen führten die Familie Starkosch häufig nach Wien (Marková, 2008, S. 24).

Die Familie von Alices Vater stammte aus Prag, war ebenfalls jüdisch und brachte es vom Ghetto aus mit der Herstellung von Möbeln zu großem Wohlstand (Marková, 2008, S. 21-22). Alice Gerstel wurde ein Jahr nach der elterlichen Hochzeit am 24. März 1894 in Prag geboren, zwei Jahre später kam ihr Bruder Friedrich zur Welt (Marková, 2008, S. 24), und weitere zwei Jahre später folgte dann ihre jüngste Schwester Susanne (Marková, 2008, S. 32). Die Beziehung zu ihren Geschwistern war Zeit ihres Lebens liebevoll und intensiv, wie sich durch erhaltene Briefwechsel zeigt. Über Alices Kindheit sind generell wenige Informationen überliefert, und in ihrem Nachlass finden sich keinerlei Erinnerungen an das Elternhaus. (Marková, 2008, S. 80). Vermutlich wurden jegliche Zeitdokumente, wie Briefe, Tagebücher oder Notizen, durch die Hausdurchsuchungen der Nationalsozialisten zerstört (Fooker & Mikota, 2012, S. 142). So ist es kaum möglich, Schlüsse zur familiären Atmosphäre und den Beziehungen der Familienmitglieder zu ziehen. Bekannt ist, dass die Kinder der Familie Gerstel mit den Traditionen des jüdischen Glaubens aufwuchsen, von dem sich Alice später distanzierte (Marková, 2008, S. 33). Das Milieu, in dem sich die Familie bewegte, war, aufgrund ihres Wohlstands, jenes des Prager Großbürgertums. Die Firma des Vaters zählte später zu den k.u.k. Hoflieferanten, und Alice erlebte den Erfolg

und Aufstieg des Unternehmens hautnah mit. Sie erhielt neben einer autoritären Erziehung eine unüblich umfangreiche Bildung und finanzielle Absicherung (Marková, 2008, S. 34).

Für ihre Eltern war die Bildung der ältesten Tochter, als Mitglieder der bürgerlich-liberalen Gesellschaftsschicht, von großer Wichtigkeit. Alice besuchte von 1899–1910 das öffentliche deutsche Mädchenlyzeum in Prag (Marková, 2008, S. 46-48). Im Anschluss daran wechselte sie für zwei Jahre in das Töchterpensionat in Dresden, wofür sie ihre Heimatstadt bereits in jungen Jahren vorübergehend verließ. 1912 legte sie dann die Staatsprüfung für Musik und Französisch an der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag ab (Marková, 2008, S. 49). Mit 20 Jahren begann Alice, nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, im August 1914 bis April 1915, als freiwillige Krankenschwester in Kriegslazaretten zu arbeiten. 1915 nahm sie ihre Studien wieder auf und legte im September 1917 ihre Reifeprüfung in Tetschen ab (Marková, 2008, S. 52-54). Während dieser zwei Jahre besuchte sie regelmäßig das Café Arco und kam dort über tschechische Anarchist\*innen und Dichter\*innen in Kontakt mit der deutschsprachigen literarischen Welt (Marková, 2008, S. 55). Nach ihrer Reifeprüfung zog sie zurück nach Prag und begann an der philosophischen Fakultät deutsche Sprache und Literatur sowie Englisch und Französisch zu studieren (Marková, 2008, S. 57) und nahm im Sommer 1918 kurzzeitig eine Stelle als Gouvernante bei Elisabeth Marie Fürstin zu Windisch-Grätz in Schönau an. Dort wurde sie aber aufgrund eines unerlaubten Treffens mit ihrem Liebhaber bereits im August 1918 wieder entlassen. Später, im mexikanischen Exil, verfasste Alice über ihren Aufenthalt die unveröffentlichte Schrift „I was a governess to habsburg“, ihre Motivation für diese Arbeit bleibt unbekannt. Als Prager Deutsche mit deutscher Muttersprache und Eltern, die an eine habsburgische Vielvölkeridee glaubten, fühlte sie sich nach ihrer Rückkehr in Prag nicht mehr wohl. Alice entschied sich deshalb, nach München zu ziehen (Marková, 2008, S. 59-64). Dort lebte sie als Studentin in einfachen Verhältnissen und entwickelte im Kontakt mit ihrem Mitstudierenden Schamgefühle aufgrund des Wohlstands ihrer Familie. Sie begann in dieser Zeit Freund\*innen finanziell zu unterstützen. 1919 kehrte sie aufgrund des Todes ihres Vaters kurzzeitig nach Prag zurück. Während ihres Studiums in München kam sie auch erstmals mit den Theorien von Alfred Adler in Kontakt, und 1920 wurde von Leonard Seif eine individualpsychologische Ortsgruppe in München gegründet, in der Alice nahezu von Beginn an involviert war. Sie begann 1921 eine psychoanalytisch orientierte Psychotherapie bei Leonard Seif, 1927 sollte sie an diese mit Erwin Wexberg anknüpfen. Im März 1921 promovierte sie in Philosophie an der Universität in München und zog im Oktober desselben Jahres wieder zurück nach Prag (Marková, 2008, S. 65-66). Vermutlich lernte Alice ihren zukünftigen Mann, Otto Rühle, im Dezember 1921 über eine gemeinsame Freundin kennen. Die Beiden waren sich auf Anhieb sympathisch und heirateten kurz darauf, am 6. Juni 1922, und zogen gemeinsam in die Nähe von Dresden (Marková, 2008, S. 67). Otto war zum Zeitpunkt der Hochzeit 47 Jahre alt und damit fast 20 Jahre älter als Alice. Er war Witwer mit einer Tochter aus erster Ehe und in einer schwierigen Phase seines Lebens. Otto war als Politiker tätig gewesen und hatte sich von einer Führungsposition, wie aus der Parteiarbeit und der Arbeiter\*innenbewegung zurückgezogen, er war unzufrieden mit seinem bisherigen Leben (Marková, 2008, S. 68). Alice war unabhängig, gebildet und

aus wohlhabendem Hause, sie war auf Otto zugegangen und hatte ihn angesprochen. Sie teilten gemeinsame Interessen, und dennoch verkörperte Otto für Alice eine Vaterfigur, an der sie sich anlehnen konnte (Marková, 2008, S. 69). Sie hatte bereits Beziehungen geführt, war bisexuell und lebte ein offenes Sexualleben. Von Beginn an schlief das Paar, um der Privatsphäre willen, getrennt. Ihre Beziehung basierte auf gegenseitigem Geben und Nehmen (Marková, 2008, S. 70). Am 9. Dezember 1923 starb Alices Mutter in Paris an einer Überdosis Tabletten. Warum sich ihre Mutter das Leben nahm, ist nicht bekannt, sie hinterließ auch keinen Abschiedsbrief (Marková, 2008, S. 71-74).

1924 gründeten Alice und Otto den Verlag „Am andern Ufer“ und gaben eine gleichnamige Schriftenfolge heraus, in der, neben anderen Autor\*innen, auch Arbeiten von Adler veröffentlicht wurden (Marková, 2008, S. 76). Auch Alices erstes Buch „Freud und Adler. Elementare Einführung in die Psychoanalyse und Individualpsychologie“ (Rühle-Gerstel, 1924) wurde in ihrem Verlag herausgegeben (Marková, 2008, S. 77).

Ab 1927 leitete Alice die individualpsychologische Ortsgruppe in Dresden (Marková, 2008, S. 106) und organisierte ihre erste marxistisch- individualpsychologische Tagung. Im September 1927 gestaltete sie den zweiten Kongress für sozialistische Individualpsychologie mit und gründete neben der marxistisch-individualpsychologischen Arbeitsgruppe erste Erziehungsberatungsstellen in Dresden (Marková, 2008, S. 93). In dieser Zeit wurde Aline Furtmüller Alices beste Freundin. Aline war selbst im Bereich der Individualpsychologie und in der Sozialdemokratie aktiv, lebte in Wien und stand Alice immer zur Seite. Durch sie kam Alice auch mit Persönlichkeiten wie Oskar Kokoschka, Alfred Adler, Viktor Adler, Leopoldine und Erwin Wexberg, Käthe Leichter und deren Familien in näheren Kontakt (Marková, 2008, S. 97-98). Alice war konstant literarisch tätig und verfasste bis 1933 zahlreiche Artikel für die Literaturzeitschrift „Die Literarische Welt“. Neben ihren Veröffentlichungen war sie politisch aktiv und arbeitete aufklärerisch, vor allem in Hinblick auf Erziehungs- und Bildungsfragen. Außerdem pflegten sie und ihr Mann ein ausgeprägtes Sozialleben, sie empfingen zahlreiche Gäste in ihrem Haus in Buchholz-Friedewald bei Dresden (Fooken & Mikota, 2012, S. 144).

Otto und Alice beschlossen 1930 ihr Haus aufzugeben und zogen in eine Wohnung nach Dresden, Otto unternahm zu dieser Zeit eine Reise nach Mexiko zu seiner dort lebenden Tochter. Alice blieb wegen ihrer Arbeit in Dresden, sie war zu diesem Zeitpunkt Leiterin der Frauensektion der Arbeiter-Universität in Dresden und Lehrende für Psychologie in Hellerau (Marková, 2008, S. 143). 1932 verließen Alice und Otto Deutschland gänzlich und zogen nach Prag, beide standen zu diesem Zeitpunkt auf der Schwarzen Liste und sollten liquidiert werden. Sie ahnten zu diesem Zeitpunkt bereits, welche Gefahren der Nationalsozialismus für sie bedeuten könnte und sollten nie wieder nach Deutschland zurückkehren (Marková, 2008, S. 146). 1933 wurde ihre Wohnung in Dresden geplündert und zahlreiche Manuskripte, Novellen und zwei Romane von Alice aus den 1920er Jahren dabei vernichtet. Die Texte existieren heute leider nicht mehr (Fooken & Mikota, 2012, S. 145). Otto entschied sich 1934, nach Mexiko auszuwandern, dieser Entschluss war bekannt und geplant, Alice begleitete ihn vorerst nicht

(Marková, 2008, S. 155). Es fiel ihr schwer, Prag zu verlassen, sie lebte dort als selbstständige Frau ein freies Leben und fühlte sich in dieser Identität sehr wohl. Sie wollte ihre Unabhängigkeit nicht verlieren und vermeiden, auf ihren Status als Ottos Frau reduziert zu werden. Außerdem war Otto als Eigenbrötler und schwieriger Mensch bekannt, denn er hatte den Ruf, ein schwieriger Zeitgenosse zu sein. Nach Ottos Abreise nach Mexiko war es für Alice wesentlich leichter, ihre Beziehungen zu Familie und Freund\*innen zu leben. Er stammte aus einer anderen Generation, und Alice übernahm, dem konservativen Geschlechterbild entsprechend, zahlreiche Tätigkeiten für ihn, sie führte unter anderem den Haushalt, verdiente das Geld, war seine Sekretärin und Geliebte. Nach außen hin war er ein anziehender Mann, im Privatleben lastete jedoch der Großteil der Arbeit auf den Schultern seiner Frau, und die Rollenverteilung des Paares war unausgeglichen (Marková, 2008, S. 231-232). Alice war bereits vor der Eheschließung finanziell unabhängig und finanzierte alle gemeinsamen Projekte. Sie kam aus der Gesellschaftsschicht des Großbürgertums, während Otto aus dem Kleinbürgertum und Proletariat stammte. Erst durch sie bekam er Zugang zu einer anderen Gesellschaftsschicht und einer anderen Generation, durch sie wurde er Kosmopolit (Marková, 2008, S. 434). Alice liebte und bewunderte Otto und erwähnte in nahezu jedem Briefwechsel, welche Bedeutung er für sie hatte (Marková, 2008, S. 232).

1936 verließ schließlich auch Alice Prag und kam in Juni per Schiff bei ihrer Schwester Susi in New York an. Sie wohnte zunächst bei ihr und ihrem Mann. Die Beiden unterstützten sie auch bei ihrer Weiterreise nach Mexiko (Marková, 2008, S. 237-238). Am 1. Juli des Jahres kam Alice, zwei Jahre nach Otto, in Veracruz in Mexiko an (Marková, 2008, S. 241). Sie versuchte, beruflich Fuß zu fassen, veranstaltete Kinderfeste im Sinne der Sozialpädagogik und begann, eine feministische Vortragsreihe an der Universität in Morelia zu halten. 1938 bekam sie dort einen Lehrauftrag in Psychologie, der im Weiteren mehrmals verlängert wurde (Marková, 2008, S. 247-248). Alice war sprachlich sehr begabt und konnte in kurzer Zeit so gut Spanisch, dass sie bereits 1936 als Übersetzerin tätig war. Otto und Alice lebten bis 1938 in einem Haus in Mexiko-Stadt und übersiedelten dann in den Vorort Coyocan. Hier lernten sie Diego Rivera und Frida Kahlo sowie Trotzki und dessen Frau kennen und entwickelten zeitweise ein enges Verhältnis zu den Ehepaaren. In ihren ersten Jahren in Mexiko ging es Otto und Alice finanziell gut, und Alice schrieb zahlreiche Arbeiten, die aber größtenteils erst nach ihrem Tod veröffentlicht wurden (Fooker & Mikota, 2012, S. 147). Während ihrer Zeit im Exil blieb sie konstant mit ihrem alten Freund, Erwin Wexberg, in engem Kontakt, mit ihm sind zahlreiche Briefwechsel erhalten. 1939 wurde sie mexikanische Staatsbürgerin (Marková, 2008, S. 333), und es fiel Alice zunehmend schwerer, eine ihrer Ausbildung entsprechende und gut bezahlte Arbeitsstelle zu finden. Sie ging zahlreichen Tätigkeiten nach, so übersetzte sie weiterhin Texte ins Spanische, schrieb ein Filmdrehbuch und ein Theaterstück, gab Deutschunterricht und Spanischunterricht (Marková, 2008, S. 341). Ab 1940 verfasste sie Kreuzworträtsel und verkaufte sie an Zeitschriften, später gab sie sogar eine eigene Kreuzworträtselzeitschrift heraus (Marková, 2008, S. 378). Außerdem begannen die beiden, mit den Bildern von Otto und Texten von Alice Postkarten zu produzieren und an amerikanische Touristen zu verkaufen. Alice

kümmerte sich um die Herstellung und den Verkauf, sie war bald auf den Märkten der Umgebung bekannt, allerdings reichte das Geschäft nicht, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren (Marková, 2008, S. 383). 1941 verfassten sie gemeinsam ein Kinderbuch, für das sie keinen Verlag finden konnten (Marková, 2008, S. 384). Sie lebten getrennt von ehemaligen Freund\*innen, beruflich und politisch isoliert und unter existenzbedrohlichen Umständen am Rande der Gesellschaft (Fooken & Mikota, 2012, S. 147). Sie hatten keinen Zugang mehr zur Presse und konnten niemanden finden, der ihnen ihre Arbeiten abnahm (Marková, 2008, S. 406). Ein ganz anderes Leben als jenes, das sie in Europa geführt hatten, wo sie sich im Kreis der gesellschaftlichen Oberschicht bewegten, Alice im universitären Umfeld tätig war, sie finanziell und politisch abgesichert und sozial integriert waren (Marková, 2008, S. 404-405). Im Mai 1943 verschlechterte sich Ottos Gesundheitszustand, er starb am frühen Nachmittag des 24. Juni 1943 unerwartet an einem Herzinfarkt. Kurz darauf stürzte sich Alice aus dem Fenster ihrer gemeinsamen Wohnung im dritten Stock, sie verstarb am frühen Abend desselben Tages im Krankenhaus (Marková, 2008, S. 439-440).

Alice' langjähriger Freund, Stephen S. Kalmar verwaltete nach ihrem Ableben den Nachlass und bemühte sich erfolglos um die Veröffentlichung ihres Romans „Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit“ (Rühle-Gerstel, 1984), dies sollte erst Jahre später, 1984, geschehen. In den 1990er Jahren übergab er den Großteil von Alices Nachlass dem Institut für Zeitgeschichte in München zur weiteren Aufbewahrung und Verwaltung (Marková, 2008, S. 473-476).

#### **4.4.2 Theorie, Werk und Schaffen**

Alices erste Publikation war ihre Dissertation „Friedrich Schlegel und Chamfort“ (Gerstel, 1921), mit der sie am 3. März 1921 in München promovierte. Bereits zur Zeit ihres Philosophie-Studiums in München kam sie mit der Individualpsychologie und Alfred Adler in Kontakt und war im Verein für Individualpsychologie Mitglied der ersten Stunde. Noch Jahre später, im mexikanischen Exil, pflegte sie enge freundschaftliche Beziehungen zu den Individualpsychologen Erwin Wexberg, Leonard Seif und Henry Jacoby (Marková, 2008, S. 66). 1924 gründete Alice mit ihrem Mann Otto Rühle, wie bereits erwähnt, den Verlag „Am andern Ufer“ (Fooken & Mikota, 2012, S. 143) und veröffentlichte dort, im selben Jahr die Arbeit „Freud und Adler. Elementare Einführung in Psychoanalyse und Individualpsychologie.“ (Rühle-Gerstel, 1924). In diesem Buch beschäftigte sich Alice mit wesentlichen Vertreter\*innen der Individualpsychologie und stellte die Theorien von Freud und Adler gegenüber. Dabei hob sie hervor, dass Adler das Individuum stets im Kontext seiner Umgebung und der Gesellschaft sah, während Freud diese Umgebung nicht in seine Ansätze einbezog und sie stattdessen als gegeben annahm. Freuds Blick beschrieb sie dabei als in die Vergangenheit gerichtet, während Adler für Alice auch in die Zukunft blickte und die Gesellschaft dabei nicht als gegeben, sondern als veränderbar verstand. Das Buch war einfach zu lesen, für ein breites Publikum verfasst, und Alice beschrieb darin Sachverhalte aus ihrer subjektiven Perspektive (Marková, 2008, S. 77-78).

Ebenfalls 1924 erschien erstmals die Reihe „Blätter für sozialistische Erziehung“ (Otto Rühle, 1924) in ihrem Verlag „Am anderen Ufer“, die 1925/26 von der Ratgeberschrift „Das proletarische Kind. Monatsblätter für proletarische Erziehung“ (Rühle, 1925/26) abgelöst wurde. Die Schriftenreihe war ein gemeinsames Werk von Otto und Alice und beschäftigte sich mit pädagogisch-erzieherischen Themen, welche in der Zwischenkriegszeit eine bedeutende Rolle im deutschsprachigen Raum spielten. Aus individualpsychologischer Sicht wurde zu verschiedenen Themen publiziert, der Fokus lag dabei auf dem Einfluss von Milieu und Erziehung auf das Kind. Der Anspruch der Reihe war es, aufzuklären, zu bilden und Eltern wie leidenden Kindern eine Hilfestellung in der Erziehung zu Mut, Selbstständigkeit, Verantwortung und Gemeinschaftsgefühl bieten zu können. In individualpsychologischem Jargon wurden, neben den Artikeln, regelmäßig Buchbesprechungen publiziert, auch Alfred Adler verfasste, neben anderen Autor\*innen, Arbeiten für die Schriftenreihe (Marková, 2008, S. 79).

Mit „Der Weg zum Wir. Versuch einer Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie“ (Rühle-Gerstel, 1927) folgte 1927 eine individualpsychologische Studie, in der Alice begann, eine Synthese von Marxismus und Individualpsychologie als neue Wissenschaftsrichtung zu etablieren (Marková, 2008, S. 80). Ein Thema, das sie in den folgenden Jahren ihres Lebens begleiteten sollte und ein Bereich, in dem sie seit ihrer Veröffentlichung als wichtigste Theoretikerin galt (Marková, 2008, S. 91).

1929 erschien „Sexual-Analyse. Die Psychologie des Liebes- und Ehelebens“ (Otto Rühle, 1929) als gemeinsame Schrift von Otto und Alice. Die Motivation ihrer Arbeit war die Aufklärung von Arbeiter\*innen, darum war sie in einfacher Form und Sprache verfasst. Sie setzten sich darin offen mit Themen aus Beziehung und Ehe auseinander wie Sexualität vor der Ehe, Pubertät, Liebeswahn, Ehebruch, kindliche Sexualität, Sexualakt, Flirt, Prostitution und Perversion (Marková, 2008, S. 109).

Eine Veröffentlichung von wesentlicher Bedeutung war 1932 „Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz“ (Rühle-Gerstel, 1932). Alice thematisierte darin verschiedene Frauenrollen und damit einhergehende Stellungen von Frauen in der Gesellschaft. Dabei stellt sie mehrere Thesen auf, die später auch von Simone de Beauvoir in „Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau“ (De Beauvoir, 1949/51) veröffentlicht wurden (Fooker & Mikota, 2012, S. 143-144). Aus individualpsychologisch-marxistischer Perspektive beschäftigte sich Alice, neben der weiblichen Sexualität, unter anderem mit der Berufstätigkeit von Frauen, Ehe, Weiblichkeit und Mutterschaft. Sie hob hervor, dass sich eine Änderung der Stellung von Frauen nicht ohne Lösung der sozialen Frage denken lässt, und sah diese in enger Verbindung miteinander stehend (Marková, 2008, S. 138-140). Zwischen ihren größeren Publikationen schrieb Alice ab 1925 bis 1933 stetig Artikel und Buchrezensionen für „Die literarische Welt“ und kam so in acht Jahren auf insgesamt 70 Beiträge (Marková, 2008, S. 112). Die Themen dieser Arbeiten waren umfangreich und umfassten die Bereiche Literatur, Philosophie, Politik, Psychologie, Theologie, Feminismus, Marxismus, Erziehung, Pädagogik, Beziehung, Ehe, Familie, Liebe und Aufklärung (Marková, 2008, S. 518-521).

Sie war außerdem politisch aktiv und arbeitete aufklärerisch in Hinblick auf Erziehungs- und Bildungsfragen. Ihre Buchrezensionen verfasste Alice mit kritisch-individualpsychologischem Blick und legte ihren Schwerpunkt dabei auf von Frauen verfasste Literatur (Fooken & Mikota, 2012, S. 151). Sie bot den Lesenden mit ihren Rezensionen die Möglichkeit herauszufinden, wie die Literatur verstanden und gelesen werden konnte. Zusätzlich besaßen diese auch aufklärerischen Charakter (Fooken & Mikota, 2012, S. 154).

Alice leitete marxistische Arbeitsgruppen in Wien, Berlin und Dresden und organisierte in diesem Rahmen zwei Tagungen. Neben Erwin Wexberg, Fritz Künkel, Sophie Lazarsfeld und Rudolf Dreikurs war sie damit wesentlich an der individualpsychologischen Theorieentwicklung beteiligt (Bruder-Bezzel, 1991, S. 55). Der internationale Verein für Individualpsychologie hatte in mehreren Ländern Sekretariate, in einzelnen Städten auch Ortsgruppen und Arbeitsgemeinschaften gegründet, die vor Ort Beratungsstellen und Ambulanzen einrichteten. 1927 entstand auch in Dresden eine Ortsgruppe, die von Alice geleitet wurde. Während dieser Zeit publizierte sie Artikel in der internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie (Marková, 2008, S. 106). Neben ihren vielfältigen Tätigkeiten gründete sie die erste Erziehungsberatungsstelle in Dresden (Marková, 2008, S. 93).

Nach ihrem Umzug nach Prag schrieb Alice unter dem Pseudonym „Lizzie Kritzel“ für die Kinderbeilage des tschechisch-deutschsprachigen „Prager Tagblatt“. In der Kinderbeilage lud sie Kinder zum „Mitkritzeln“ ein und ließ diese in der Beilage über ihre Erfahrungen und Erlebnisse berichten. Alices interaktive Herangehensweise war etwas Neues und stieß auf großen Erfolg, 1935 wurde mit „Unser Kritzelbuch“ sogar ein Buch herausgegeben (Fooken & Mikota, 2012, S. 146). Sie verfasste in dieser Zeit auch Beiträge zu erziehungswissenschaftlichen Themen und setzte sich für Kinderrechte und mehr Selbstständigkeit von Kindern ein (Fooken & Mikota, 2012, S. 141).

Im mexikanischen Exil war Alice, wie bereits erwähnt, vielfältig tätig. Sie arbeitete durch ihre bemerkenswerten Sprachkenntnisse bald als Übersetzerin, schrieb ein Filmmanuskript, ein Schauspiel, zahlreiche Gedichte, verfasste Kreuzworträtsel, ein eigenes Rätselbuch, ein Kinderbuch und startete einen Postkartenverkauf. Den Großteil ihrer Jahre in Mexiko verbrachte sie mit Gelegenheitsarbeiten und konnte nicht mehr an ihre Tätigkeiten in Deutschland und der Tschechoslowakei anschließen (Fooken & Mikota, 2012, S. 147). 1937 begann Alice, mit dem Manuskript ihres Romans „Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit“ (Rühle-Gerstel, 1984), an einem ihrer letzten Werke zu arbeiten (Marková, 2008, S. 287). Der Text wirkt wie eine Verarbeitung von Erinnerungen und Erfahrungen aus politischen Konfrontationen, in der sich Alice antifaschistisch und antikommunistisch positionierte. Über die Protagonistin beschrieb sie Gefühle des Fremdseins und über Heimweh, beides dürfte ihr aus ihrem Leben im Exil gut bekannt gewesen sein, und verleiht ihrem Roman autobiografische Züge. Auch Alice fühlte sich in Mexiko fremd, konnte keinen Anschluss finden, lebte isoliert und sehnte sich nach ihrer Heimatstadt Prag. In ihrem Roman räumt sie mit den politischen und sozialen Illusionen der Zwischenkriegszeit auf, er zeigt starke biografische Parallelen zu ihrem eigenen Leben (Marková, 2008, S. 290-

292). „Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit“ wurde erst 1984, lange nach Alices Tod veröffentlicht. Ebenfalls im Exil schrieb sie an ihrem Werk „Kein Gedicht für Trotzki. Tagebuchaufzeichnungen aus Mexiko“ (Rühle-Gerstel, 1982). Darin verarbeitete sie ihre Begegnungen und Erfahrungen mit Trotzki in Form von Tagebucheinträgen. Erst 1982 wurde die Arbeit unvollendet veröffentlicht (Fooken & Mikota, 2012, S. 147).

Alice hat durch ihre Kreativität und ihr stetiges Schaffen ein vielseitiges Werk hinterlassen. Aufgewachsen in einem wohlhabenden jüdischen Haushalt, bewegte sie sich in der Welt des liberalen Großbürgertums, war finanziell abgesichert und hatte Zugang zu höherer Bildung. Bereits während der Schulzeit kam sie mit der literarischen Welt in Kontakt, die ihr weiteres Schaffen prägte. Sie kam während ihres Studiums mit der Individualpsychologie und dem Marxismus in Berührung, die sie später theoretisch in Verbindung brachte. Ein stetiger Antrieb und Begabungen in mehreren Bereichen ermöglichten ihr eine Vielzahl an Tätigkeiten. Fooken (Fooken & Mikota, 2012, S. 141) erkennt in Alices Werk, je nach Orten an denen sie lebte, unterschiedliche Themenbereiche. Während ihrer Zeit in Deutschland war Alice demnach als Literatin, Journalistin und Kulturschaffende tätig, in Prag widmete sie sich kinderliterarischen und kinderjournalistischen Themen, und in Mexiko verfasste sie hauptsächlich literarische Texte. Zu ihrer Zeit in Deutschland ist ihre engagierte Tätigkeit als Individualpsychologin zu ergänzen. Alice war Mitglied der ersten Stunde, leitete die Dresdner Ortsgruppe, organisierte individualpsychologisch-marxistische Tagungen und galt auf diesem Gebiet als Expertin. Sie pflegte während dieser Zeit enge Beziehungen zu Individualpsycholog\*innen, die sie bis ins Exil begleiteten.

Auch im mexikanischen Exil war sie nicht ausschließlich literarisch tätig, hier zeigte sich die Vielseitigkeit von Alices Talenten und vor allem ihr Einfallsreichtum. Sie eignete sich mehrere Sprachen an, arbeitete als Übersetzerin, als Vortragende an der Universität, verfasste Kreuzworträtsel, ein Kinderbuch, ein Filmdrehbuch und begann Postkarten mit den Bildern von Otto zu verkaufen.

Alice war unabhängig, gebildet, talentiert und erfinderisch. Sie lebte ein sexuell offenes und selbstständiges Leben und blieb kinderlos. Es gelang ihr mit scheinbarer Leichtigkeit, sich klar, sachlich und prägnant auszudrücken, wie auch ihre kritischen Sichtweisen elegant und pointiert, mit Witz und Ironie auf den Punkt zu bringen (Fooken & Mikota, 2012, S. 148-149). Sie ging ihren eigenen Weg und schuf mit der Verbindung von Feminismus, Literatur, Individualpsychologie und Marxismus ein wichtiges Vermächtnis.

## 5 *Frauenbewegung:*

### 5.1 *Damals bis Heute*

Die Biografien und Werke individualpsychologischer Pionierinnen sind eng mit der Frauenbewegung verwoben. Einerseits fanden feministische Ansätze und Denkweisen Einzug in ihre Lebensrealitäten

und ihr Schaffen, andererseits wären ihre Biografien und Werke ohne die vorhergegangenen Errungenschaften und Netzwerke der Frauenbewegung nur erschwert oder nicht möglich gewesen. So gestaltete beispielsweise Sofie Lazarsfeld ihr Leben nach ersten Kontakten mit selbstständigen Frauen um und begann mit 40 Jahren spätberufen zu studieren. Else Freistadt-Herzka lebte bereits während ihrer Jugend und Studienzeit ein ungewöhnlich freies und selbstbestimmtes Leben. Alice Rühle-Gerstel war stets umgeben von feministischen Frauen, lebte sexuell offen und beruflich selbstständig. Gleichzeitig trugen sie mit ihren Arbeiten und ihrer Lebensgestaltung wesentlich zur Weiterentwicklung der Frauenbewegung bei. In Publikationen klärten sie auf und beschäftigten sich mit Themen wie Liebe, Partnerschaft, Sexualität, dem Geschlechterverhältnis und weiblichen Lebensrealitäten und behandelten damit Bereiche, die zu dieser Zeit deutlich unterrepräsentiert und stigmatisiert waren.

Ein Blick auf die Geschichte der Frauenbewegung soll im Folgenden ein tieferes Verständnis für die Relevanz und Außergewöhnlichkeit ihrer Arbeiten und Biografien ermöglichen und einen Bezug zur Gegenwart herstellen, nachdem viele der frühen feministischen Themen nach wie vor von Relevanz sind. Das Kapitel schafft einen Überblick über die Abschnitte der Frauenbewegung und zeichnet schließlich ein Bild von den aktuellen Herausforderungen des Feminismus.

Der Beginn der Frauenbewegung wird vielfach mit ersten Protesten 1848, im Zuge der französischen Revolution, in Verbindung gebracht. Damals gingen Arbeiterinnen auf die Straße, um für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu demonstrieren (Hauch, 2009, S. 24). Am 28.8.1848 wurde in Wien der erste Frauenverein gegründet, der „Wiener Demokratische Frauenverein“, dessen Ziel und Forderung die Gleichberechtigung von Frauen war. Kurz zuvor, am 22.8.1848, protestierten Wiener Arbeiterinnen gegen geschlechtsspezifisch unterschiedliche Arbeitsbedingungen, wie die schlechtere Entlohnung im Vergleich zu Männern (Hauch, 2009, S. 24). Bereits im Mai 1848 gab es erste Proteste von Dienstbotinnen gegen die hausrechtlichen Arbeitsverhältnisse. Dienstbotinnen waren durch das Züchtigungsrecht und das Leben im Haushalt der Arbeitgeber\*innen, deren Willkür besonders ausgeliefert. Auch in anderen Städten der Habsburgermonarchie kam es zu Demonstrationen der Frauenrechtsbewegung (Hauch, 2009, S. 25).

Gerhard (2009, S. 28) schreibt, dass schon weit vor der französischen Revolution und den zugehörigen Protesten feministische Werke veröffentlicht wurden, und hält fest, dass sich 1848 jedoch erstmals die Formierung zu einer sozialen Bewegung ergab, die öffentlich für die Rechte von Frauen eintrat. Karl (2011/2020, S. 19) fasst die gesellschaftliche Situation von Frauen zu dieser Zeit folgendermaßen zusammen:

„Die herrschende Gesetzgebung spiegelte und bekräftigte die Unterdrückung der Frau, vor allem der unverheirateten, deren rechtliche Stellung der eines unmündigen Kindes glich. Der Mann war Rechtsvertreter einer juristisch nicht existenten Frau, der sogenannten *femme couverte*. Die Geschlechtsgemeinschaft sah die klare Unterordnung der Frau vor und übergab sie aus der Obhut des Vaters direkt in die des Ehemannes oder eines männlichen Verwandten. Ehefrauen waren zu Gehorsam verpflichtet,

besaßen weder über ihr Vermögen noch über ihre Kinder Verfügungsgewalt. Sie hatten kein Recht auf Eigentum, konnten weder über ererbtes noch über selbstverdientes Geld bestimmen. Im unwahrscheinlichen Falle einer Scheidung blieb selbst die eigentlich vermögende Frau mittellos zurück. Auch in ihrer persönlichen Freiheit waren Frauen eingeschränkt. Gesellschaft und Ehemänner verwehrten ihnen eigenständige Berufstätigkeit. Frauen durften nicht selbst vor Gericht auftreten, sondern mussten in Begleitung eines männlichen Vormunds erscheinen. In einigen europäischen Ländern war es Ehemännern bis ins späte 19. Jahrhundert hinein erlaubt, ihre Frauen einzusperren, wenn diese sich sexuell verweigerten.“

Eine Veränderung der gesellschaftspolitischen Gegebenheiten war also dringend nötig und mit den Protesten 1848 ein erster Schritt gesetzt, obwohl der „Wiener Demokratische Frauenverein“ kurze Zeit nach seiner Gründung wieder aufgelöst, dabei seine Präsidentin Karoline Perin verhaftet und zur Emigration gezwungen wurde (Gerhard, 2009, S. 42). Denn trotz des unmittelbaren Scheiterns der Revolution, blieben die Gedanken und Forderungen der frühen Frauenrechtlerinnen im Gedächtnis der Gesellschaft verankert, schufen neue Denkmöglichkeiten und veränderte Vorstellungen in Hinblick auf die politische Ordnung. Die Proteste sind heute Teil der Geschichte des Feminismus (Gerhard, 2009, S. 46).

Noch im 19. Jahrhundert bildeten sich zahlreiche berufsspezifische Frauenvereine, die großteils von Frauen des Bildungsbürgertums und deren Ehemännern, die sozialreformerischen Ideen anhängen, finanziert wurden. Unter den Vereinen sind vier ideologische Richtungen zu erkennen: sozialdemokratische, christlichsoziale und katholische, nationale und bürgerlich-liberale Frauenvereine (Hauch, 2009, S. 27). An dieser Stelle ist festzuhalten, dass es nicht eine Frauenbewegung gab, denn die unterschiedlichen Vereine verfolgten je nach ihren Werten unterschiedliche Ziele. Hauch (2009, S. 90) erwähnt die diverse sozioökonomische Ausgangslage der Frauen und hält fest, dass Frauen der Oberschicht einen Geschlechterkampf bestritten, während Arbeiterinnen zusätzlich mit einem Überlebenskampf und Klassenkampf konfrontiert waren.

Die Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung galten hauptsächlich dem Recht auf Erwerbsarbeit und der freien Berufswahl, den gleichen Bildungschancen für Jungen und Mädchen, der aktiven Teilnahme von Frauen am öffentlichen Leben, verbunden mit der Forderung nach dem Wahlrecht für Frauen und der Mitgliedschaft in Vereinen und Parteien. Und schließlich der Rechtsstellung, dabei ging es um die Gleichstellung mit Männern vor dem Gesetz, im Gewerberecht, Zivilrecht, wie im Prozess- und Vereinsgesetz (Karl, 2011/2020, S. 30-32).

Die sozialdemokratischen Vereine vertraten die Interessen von Arbeiterinnen, sie setzten sich hauptsächlich für die Verbesserung ihrer Situation ein (Hauch, 2009, S. 87). Ihre Forderungen waren, neben geregelten Arbeitszeiten, eine gerechte und gleiche Entlohnung, die Etablierung von Gewerbeinspektor\*innen zur Kontrolle der Arbeitsverhältnisse und das Frauenwahlrecht (Hauch, 2009, S. 89). Arbeiterinnen waren aufgrund ihrer finanziellen Situation zur Arbeit gezwungen und hatten durch

Tätigkeiten im Haushalt und der reproduktiven Arbeit mit Mehrfachbelastungen zu kämpfen. Diese Ausgangslage war eine gänzlich andere als die von bürgerlichen Frauen, die keiner Erwerbsarbeit nachgehen durften, keine finanzielle Selbstbestimmung besaßen und für die Betreuung der Kinder häufig Personal anstellten. In den katholischen Frauenvereinen wurden die Vereinsvorstände überwiegend durch Männer der kirchlichen Hierarchie gestellt. Diese Vereine engagierten sich ebenfalls für Arbeiterinnen und gründeten Wohltätigkeitsvereine für deren Unterstützung. Gleichzeitig machten sie die Zurückdrängung der sozialdemokratischen Frauenvereine zu ihrem Ziel, um deren Einfluss auf Arbeiterinnen zu verringern. Die katholischen Frauenvereine vertraten konservative Ansichten und verstanden die Geschlechter- und Gesellschaftsordnung als gottgegeben und unveränderbar (Hauch, 2009, S. 33).

Die Bedingungen für die Gründung von Frauenvereinen waren durch den §30 des Vereinsrechts massiv erschwert, und zahlreiche Anläufe, sich zu formieren, scheiterten. Außerdem war es äußerst unüblich für Frauen, ohne Begleitung an sozialen Veranstaltungen teilzunehmen. Dadurch hatten sie kaum Zugang zu den Inhalten der Frauenbewegung. Die Politisierung von Frauen erfolgte vorwiegend durch männliche Verwandte (Hauch, 2009, S. 85). Eine zusätzliche Möglichkeit, um Informationen zu verbreiten, waren Zeitungen. So erschien beispielsweise ab 1892 die „Arbeiterinnen-Zeitung“, bei der Adelheid Popp als Schriftleiterin agierte (Hauch, 2009, S. 87). Von Auguste Fickert wurde die Zeitschrift „Neues Frauenleben“ herausgegeben. Auguste Fickert war neben Rosa Mayreder und Marie Lang tonangebendes Mitglied im „Allgemeinen Österreichischen Frauenverein“ (Hauch, 2009, S. 28).

Mit dem Zerfall der Habsburgermonarchie wurde Frauen am 30. Oktober 1918 schließlich die Versammlungs- und Vereinsfreiheit zugestanden. Am 12.11.1918 folgte kurz darauf das freie, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für Frauen (Hauch, 2009, S. 129). Damit war nach Jahrzehnten des Aktivismus ein erster großer Schritt in Richtung Gleichberechtigung geschafft.

Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte zunächst die Wiederkehr eines konservativen Frauenbildes, wohl auch aufgrund des im Nationalsozialismus propagierten Frauenbildes (Karl, 2011/2020, S. 13). Im Nationalsozialismus wurde das Bild der Frau als Mutter und Hausfrau hochgehalten und mit unterschiedlichen Mitteln seine Umsetzung durchgesetzt. Es gab unter anderem ein „Ehstandsdarlehen“, das Ehepaare unter der Bedingung erhielten, dass die Ehefrau ihren Beruf aufgab. Finanziert wurde dieses Darlehen über eine „Junggesellensteuer“, und für jedes gesund geborene Kind wurde die Darlehensschuld um ein Viertel verringert (Karl, 2011/2020, S. 111). Neben Steuerstrafen für Alleinstehende und kinderlose Ehepaare waren auch Verhütung und Abtreibung strafbar. Außerdem gab es das Mutterkreuz zur Ehrung kinderreicher Mütter. Frauen in höheren Berufspositionen, wie Beamtinnen oder Akademikerinnen, wurden systematisch aus ihren Berufen gedrängt, indem sie entlassen und zurückgestuft wurden. Ärztinnen verloren ihre Kassenverträge, Richterinnen erhielten Berufsverbot, und Schuldirektorinnen wurden ihres Amtes enthoben (Karl, 2011/2020, S. 111). Weiters gab es Bräute- und Mütterschulungen, Hausfrauen- und Kinderpflegekurse (Karl, 2011/2020, S. 110).

Die Ausführungen zeigen deutlich, mit welcher Vehemenz im Nationalsozialismus Instrumente entwickelt wurden, um Frauen in die Rolle der Haus- und Ehefrau zurückzudrängen. Nach dem Krieg blieben viele Frauen auf sich alleingestellt, zahlreiche Männer waren gefallen, jene trugen die Hauptverantwortung für ihre Familien und den Wiederaufbau (Karl, 2011/2020, S. 119). Die soziale Lage dieser Frauen war schlecht, daraus formte sich langsam eine neue Welle der Frauenbewegung. Die sogenannte neue Frauenbewegung forderte die Selbstbestimmung über den eigenen Körper und die Reproduktion, die eigene Sexualität und das eigene Leben im Allgemeinen (Karl, 2011/2020, S. 13). Es ging um den Kampf gegen die Geschlechterhierarchie, gegen soziale Ungleichheit und Diskriminierung von Minderheiten. Für zahlreiche Feministinnen bedeutet das Kritik am Kapitalismus, Kolonialismus, Nationalismus, Ethnozentrismus und Rassismus (Bruder-Bezzel, 2020, S. 51). Im Rahmen der 68er Bewegung wurde mit zahlreichen reformpädagogischen und anti-autoritären Ansätzen experimentiert und neue Wohnformen wie WG's und Kommunen ausprobiert. Durch die Forderung von absoluter Gleichheit der Geschlechter wird diese Welle der Frauenbewegung auch als „Gleichheitsfeminismus“ bezeichnet (Bruder-Bezzel, 2020, S. 51-52).

Ab den 1980er Jahren begann sich diese Sichtweise zu verändern, und es entstand die Strömung des „Differenzialfeminismus“. Dabei wurden die Unterschiede zwischen Mann und Frau unterstrichen. Weiblich assoziierte Eigenschaften wie Sanftheit, Gefühlsbetontheit, Innerlichkeit und reproduktive Fähigkeiten wurden als besonders wertvoll hervorgehoben, während männlich konnotierte Eigenschaften abgewertet wurden. Als männlich galt alles Negative in der Welt, wie Machthunger, Egoismus, Gewalttätigkeit, Technik, Rationalität, Umweltzerstörung und Kriege. Der „Differenzialfeminismus“ war der Versuch einer Machtumkehr mithilfe diskriminierender Mittel, er war durch Spaltung und dem Rückschritt in ein klischeebehaftetes Geschlechterverständnis gekennzeichnet (Bruder-Bezzel, 2020, S. 53).

Im Anschluss daran folgte ab den 1990er Jahren eine dritte feministische Welle, bei der es vordergründig um eine wissenschaftliche Diskussion von Gleichberechtigung und Geschlecht ging (Karl, 2011/2020, S. 14). Diese Entwicklungen standen im Zeichen des „Gender-Mainstreaming“, dessen Ansatz die Gleichstellung von Frauen und Männern unter Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen Lebenssituationen ist. Es folgte ein Rückzug der Frauenbewegung an die Universitäten, dort wurden Lehrstühle für Genderstudies eingerichtet, und es etablierte sich ein wissenschaftlicher Diskurs über Gender und die binäre Geschlechterordnung (Bruder-Bezzel, 2020, S. 53).

„Gender-Mainstreaming“ entwickelte sich zum offiziellen öffentlichen Vokabular und fand Verankerung in der Gleichheitspolitik und bei Behörden (McRobbie, 2016, S. 196). So muss seit den 1990er Jahren bei jeder politischen Entscheidung deren Auswirkung auf die Lebenssituationen von Männern und Frauen geprüft und mitgedacht werden. Die Forschung über sozioökonomische Unterschiede zwischen den Geschlechtern bietet die Grundlage dafür, und auch die deutsche und österreichische

Bundesregierung publizieren regelmäßig Gleichbehandlungsberichte mit statistischen Daten und Vorschlägen für den Abbau von Benachteiligungen (Bruder-Bezzel, 2020, S. 55).

Neben den Chancen beschäftigte sich McRobbie (2016, S. 195-106) mit den Gefahren dieser Entwicklungen und kritisierte sie dahingehend, dass die damit entstehenden Vorschreibungen die binäre Denkweise unterstützen und damit eine stereotype Vorstellung von männlichen und weiblichen Kompetenzen reproduziert würde. Diese dualistischen Vorstellungen könnten dann zu einer Festigung der Geschlechterrollen und Hierarchien führen. Weiters würden aktuellere Arbeiten von feministischen, queeren und postkolonialen Theoretikerinnen im „Gender-Mainstreaming“ Diskurs nicht berücksichtigt werden (McRobbie, 2016, S. 197). Daraus entstünde ein Zwang zur Heteronormativität, eine fehlende Sichtbarkeit anderer Geschlechtsidentitäten und sexueller Orientierungen (Bruder-Bezzel, 2020, S. 54).

Göweil (2017, S. 13) spricht mit dem „Postfeminismus“ noch einen weiteren Begriff an, der ebenfalls in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts seinen Ursprung hat und dessen Definition sich aufgrund seiner unterschiedlichen Verwendungen schwierig gestaltet. Einerseits werden darunter bestimmte Autorinnen verstanden, andererseits findet sich unter dem Begriff eine Reihe an kritischen gegenwärtigen Analysen von feministischen Entwicklungen. Bruder-Bezzel (Bruder-Bezzel, 2020, S. 58) kritisiert den Begriff „Postfeminismus“ als irreführend, das er suggeriert, dass Feminismus durch seine politische Etablierung überflüssig geworden und eine Gleichberechtigung bereits erreicht sei. McRobbie (2016, S. 1-2) sieht im „Postfeminismus“ und der vordergründigen Implementierung von Feminismus in der Politik eine Schwächung der eigentlichen Bewegung. Indem sich Medien und Politik Begriffe der feministischen Selbstermächtigung aneignen und sie mit konservativen Bildern ersetzen, werden diese ausgehöhlt. Frauen dürfen an Bildung und Konsum teilhaben, während sie weiterhin zurückgesetzt werden und mit Ungleichheit konfrontiert sind. McRobbie (2016, S. 2) spricht hier von einem „Pseudo-Feminismus“. Hinzu kommt die ungünstige Überschneidung von Feminismus und Neoliberalismus, Göweil (2017, S. 22) versteht „Postfeminismus“ dadurch als Markt- oder Karrierefeminismus. Frauen werden dazu aufgefordert, an Bildung und Arbeitsmarkt teilzunehmen, sie sollen wirtschaftlich selbstständig, sexuell frei, fit, gesund, unabhängig und selbstbestimmte Konsumentinnen sein (Göweil, 2017, S. 28). Wenn Frauen Mütter werden, beginnen sie, zugunsten ihrer Unabhängigkeit, kurz darauf wieder zu arbeiten und übernehmen zeitgleich die Hauptverantwortung im Haushalt. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf muss auf individueller Basis ausverhandelt werden und führt zu einer zusätzlichen Belastung für Frauen (McRobbie, 2016, S. 108-109). Von dem Idealbild der autonomen und selbstbestimmten Frau bleibt nur das Gefühl, nicht zu genügen (Bruder-Bezzel, 2020, S. 60). Dabei wird Frauen suggeriert, ökonomisch-patriarchale Macht anzustreben, ohne Reflexion, ob damit wirklich eine Gleichberechtigung erreicht werden kann, ob Frauen diese Macht als erstrebenswert empfinden, und ohne das übergeordnete feministische Ziel einer besseren Gesellschaftsordnung (Göweil, 2017, S. 32). Die Übernahme männlicher und patriarchaler Prinzipien wird Frauen also als Emanzipation verkauft (Bruder-Bezzel, 2020, S. 59). Dabei funktioniert der Karrierefeminismus hauptsächlich für weiße Akademikerinnen. Sie arbeiten in gut bezahlten Jobs mit Aufstiegsmöglichkeiten und können sich bei

Bedarf private Kinderbetreuung leisten. Zahlreiche Frauen sind jedoch mit intersektionalen Diskriminierungen konfrontiert und befinden sich auch deshalb in einer wirtschaftlich benachteiligten Situation. Sie sind damit vermehrt struktureller Gewalt ausgesetzt, werden kaum beachtet und bleiben im Konzept des Karrierefeminismus unsichtbar (Bruder-Bezzel, 2020, S. 61).

Ein feministisches und selbstbestimmtes Leben ist vor allem für weiße Frauen der Mittel- und Oberschicht umsetzbar. Frauen aus sozial und wirtschaftlich benachteiligten Verhältnissen gelingt dies kaum. Sie sind neben dem Bruch mit ihrer geschlechtsspezifischen Rolle zusätzlich mit dem Bruch mit ihrer Herkunftsschicht konfrontiert. Außerdem beschäftigen sie, in Hinblick auf eine akademische Ausbildung, neben der fehlenden psychischen Unterstützung ihrer Familie, häufig zusätzlich Sorgen vor Entfremdung von ihren Herkunftsfamilien (Rigler, 1976, S. 165).

Diese Herausforderungen werden auch in statistischen Analysen sichtbar. So lagen 2006 die Bruttoverdienstdurchschnitte von Frauen 25,5% unter jenen von Männern, und der Frauenanteil in Branchen mit niedrigen Löhnen ist deutlich höher als in anderen Branchen. Außerdem verdienen Frauen in den gleichen Positionen weniger als ihre männlichen Kollegen (Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich, 2010, S. 193). Die drei der zehn häufigsten Lehrabschlüsse von Frauen 2021/22 sind Stylist\*in mit 89,5%, Bürokauffrau\*mann mit 80,8% und Einzelhandel mit 66%. Die drei von zehn häufigsten Lehrabschlüsse von Männern sind hingegen Maurer\*in mit 99,3%, Installations- und Gebäudetechnik mit 98,5% und Kraftfahrzeugtechnik mit 94,4% (Statistik Austria, 2023). Im Jahr 2021/22 absolvieren Frauen 55,2% der Studienabschlüsse an Universitäten, bei Fachhochschulen waren es 54%. Dabei liegt der Frauenanteil in fast allen Hauptstudienrichtungen über dem der Männer (Statistik Austria, 2023). Auffällig ist die geschlechterspezifische Berufswahl bei Lehren, während in den verschiedenen Studienrichtungen die Teilhabe von Frauen und Männern relativ ausgleichen ist. Österreich zählt im EU-Vergleich zu den Ländern mit dem höchsten Gender Pay Gap, der 2022 bei 18,4% lag. Grund dafür ist, klar erkennbar, die Teilzeitbeschäftigung von Frauen, 2022 waren 78,1% der Teilzeitbeschäftigten weiblich. Die geringeren Vollzeitquoten von Frauen sind auf die Schwierigkeit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zurückzuführen, 2022 gaben 39,5% der Frauen Betreuungspflichten für Kinder oder pflegebedürftige Erwachsene als Grund ihrer Teilzeitbeschäftigung an (Statistik Austria, 2023). Es sind vor allem Mütter, die mit der Herausforderung, Beruf und Familie zu vereinbaren, konfrontiert sind. Die Erwerbstätigkeit von Männern wird von der Geburt eines Kindes kaum beeinflusst. Die vermehrte Teilzeitarbeit von Frauen führt wiederum zum „Gender Pension Gap“, denn die monatliche Alterspension von Frauen ist 2022 im Durchschnitt 41,1% niedriger als jene der Männer. Frauen sind damit häufiger armutsgefährdet als Männer (Statistik Austria, 2023). Frauen ausländischer Staatsangehörigkeit verdienten 2007 zwei Drittel des Durchschnittseinkommens von Österreicherinnen und waren damit doppelt so oft armutsgefährdet (Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich, 2010, S. 321).

Neben diesen klar sichtbaren Benachteiligungen für Frauen gibt es subtilere, weniger gut sichtbare Herausforderungen für Frauen, die sich vor allem im sozialen und psychischen Kontext zeigen. Stereotype Geschlechterzuschreibungen sind nach wie vor fest in unserer Gesellschaft verankert und beeinflussen unbewusst das Selbstbild von Frauen und Männern. Frauen werden nach wie vor entwertet, werden Opfer männlicher und struktureller Gewalt. Sie fühlen sich, entsprechend den traditionellen Zuschreibungen, verantwortlich für reproduktive und emotionale Arbeit und übernehmen die Hauptverantwortung in diesen Bereichen. Sie verrichten Arbeit, die kaum sichtbar ist, zusätzlich entwertet und kaum entlohnt wird. Die Folgen sind häufig finanzielle wie psychische Abhängigkeit von ihren Partnern und Mehrfachbelastungen. Je nach sozioökonomischer Ausgangslage verschärft sich die Situation zusätzlich. Frauen sind außerdem in Politik und Führungspositionen stark unterrepräsentiert, und ihre Anliegen finden dadurch zu wenig Gehör. Männer gestalten und gestalteten im Patriarchat die Gesellschaft, Institutionen, Wirtschaft und Kultur und definierten diese Bereiche nach ihren Vorstellungen (Roig, 2023, S. 23). Die Auswirkungen dieser langjährigen Vormachtstellung sind trotz wichtiger Erfolge zahlreicher Feminist\*innen noch deutlich spürbar.

Gleichzeitig schufen die Errungenschaften der Frauenbewegung die Grundlage für deutliche Schritte in Richtung Gleichberechtigung. Diese Entwicklungen wecken Zuversicht in Hinblick auf jenen Weg, den es im Zeichen der Emanzipation noch zu beschreiten gilt.

## 6 *Schluss*

Durch die Ausführungen in den Grundlagenkapiteln wurde veranschaulicht, in welchem Kontext sich die frühen Individualpsychologinnen bewegten. Viele von ihnen wurden während der letzten Jahrzehnte der Habsburgermonarchie geboren, erlebten den Ersten Weltkrieg, das „Rote Wien“ in der Zwischenkriegszeit, den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit. Der Großteil von ihnen war durch die Judenverfolgung gezwungen worden zu emigrieren, ihr bisheriges Leben hinter sich zu lassen und in einer neuen Heimat von vorne anzufangen. Unzählige Menschen verloren durch den nationalsozialistischen Völkermord unter grausamen Umständen ihr Leben.

Die Welt befand sich in den Jahrzehnten rund um die Jahrhundertwende in starkem Wandel, geprägt durch einschneidende Erschütterungen. Stefan Zweig (1942/2022, S. 10-11) beschreibt diesen Zeitraum im Rückblick auf sein Leben folgendermaßen:

„In dem einen kleinen Intervall, seit mir der Bart zu sprossen begann und seit er zu ergrauen beginnt, in diesem einen halben Jahrhundert hat sich mehr ereignet an radikalen Verwandlungen und Veränderungen als sonst in zehn Menschengeschlechtern, und jeder von uns fühlt: zu vieles fast! So verschieden ist mein Heute von jedem meiner Gestern, meine Aufstiege und Abstürze, dass mich manchmal dünkt, ich hätte nicht bloß eine, sondern mehrere, völlig voneinander verschiedene Existenzen gelebt.“

Die Gesellschaft war in klar getrennte Schichten unterteilt, die sich in ihrer Lebensqualität grundlegend unterschieden. Der Großteil der Bevölkerung lebte in Armut, hatte neben Wohnungsnot, mangelnder Hygiene, schlechter Arbeitsbedingungen mit Unterernährung und massiver Erschöpfung zu kämpfen (Bruder-Bezzel, 1983, S. 33). Zeitgleich waren die Existenzen der oberen Bevölkerungsschichten vom Überfluss geprägt, diese Menschen erhielten Bildung und konnten gut bezahlten Arbeiten nachgehen. Beim genaueren Blick auf die Frauen der verschiedenen sozialen Schichten wird ihre Benachteiligung als schichtübergreifend deutlich. Sie hatten um die Jahrhundertwende keine Rechte und unterstanden den Wünschen und Anweisungen ihrer Ehemänner oder Väter. Frauen waren durch soziale Zuschreibungen, die mit ihrer Biologie oder der „Natur“ der Frau gerechtfertigt wurden, für den Haushalt und die Kindererziehung zuständig. In den unteren Gesellschaftsschichten bedeutete das, neben der Erwerbsarbeit, eine Doppelbelastung. Diese Frauen arbeiteten unter prekären Bedingungen in schlecht bezahlten Berufen mit langen Arbeitszeiten, immer schlechter entlohnt als ihre männlichen Kollegen in gleicher Position. Während des Ersten Weltkriegs führte die Arbeit von Frauen in männlichen Bereichen sogar zur finanziellen Abwertung dieser Tätigkeitsfelder (Freundlich, 1930, S. 22). Für Mädchen und Frauen aus dem Arbeiter\*innenmilieu war es außerdem kaum möglich, höhere Bildung zu erhalten, denn die Kinder wurden als Arbeitskräfte und Zuverdiener\*innen benötigt. Im Kontrast dazu gab es in höheren Gesellschaftsschichten einerseits Privatunterricht für Mädchen, andererseits über Frauenvereine ebenfalls privat organisierte höhere Mädchenschulen. Die staatlichen Vorgaben in Bezug auf die Lehrpläne waren an der vermeintlichen „Natur“ des weiblichen Geschlechts orientiert und zielten auf eine Ausbildung in „typischen“ Frauenberufen, wie beispielsweise als Lehrerinnen, Erzieherinnen, Krankenpflegerinnen, usw., ab (Fickert, 1902, S. 165). Die Zulassung von Frauen an Universitäten ging, aufgrund der Vorurteile ihnen gegenüber, nur schleppend voran. Erst 1918 erhielten Frauen das Wahlrecht, und es galt auch für sie die Vereins- und Versammlungsfreiheit, obwohl sich aktivistische Frauen zu diesem Zeitpunkt bereits jahrzehntelang zusammengeschlossen hatten, um sich für Frauenrechte einzusetzen. Ihre Bemühungen waren bis dahin durch das Vereins- und Versammlungsverbot für, unter anderem, Frauen zusätzlich erschwert gewesen. Auch im Verein für Individualpsychologie waren bereits vor 1918 Frauen aktiv und engagierten sich mit ihrer Arbeit für Frauen und ihre Rechte. Hedwig Schulhof schrieb beispielsweise bereits 1914 ihre Arbeit „Individualpsychologie und Frauenfrage“ (Schulhof, 1914). Durch Adlers befürwortende Einstellung zur Frauenfrage arbeiteten stets zahlreiche Frauen mit ihm zusammen. Diese Erkenntnis macht auch ein ursprünglich geplantes Kapitel dieser Arbeit, zur Herausarbeitung einer feministischen Individualpsychologie, obsolet. Feministische Konzepte waren, durch die stete Präsenz von Frauen im Verein, seit Beginn an fest in der individualpsychologischen Theorie verankert. Somit wird auch verständlich, warum die Begründung einer feministischen Psychoanalyse notwendig war. Freud und zahlreiche seiner Kollegen waren zeitlebens der Meinung, dass die Frau dem Mann geistig unterlegen sei, und sprachen sich gegen die Frauenbewegung und das Frauenstudium aus. Nachfolgende Psychoanalytiker\*innen hatten lange damit zu tun,

diese Einstellung zu widerlegen und die daraus entstandenen psychoanalytischen Theoriekonzepte zu korrigieren.

Zeitlebens arbeiteten zahlreiche Frauen mit Adler zusammen, Kenner (2007, S. 10) hält dazu fest, dass in den 1930er Jahren von 63 Mitgliedern im Verein für Individualpsychologie 31 weiblich und 32 männlich waren. Die Recherche der weiblichen Mitglieder des Vereins ergibt, dass der Großteil von ihnen jüdische Akademikerinnen waren, die neben ihrem Engagement in der Individualpsychologie als Medizinerinnen, Pädagoginnen, Erzieherinnen, Psychologinnen, Beraterinnen, Lehrerinnen, Schriftstellerinnen, Chemikerinnen, Sozialwissenschaftlerinnen und Philosophinnen tätig waren. Wie bereits erwähnt, sind überwiegend nur oberflächliche biografische Daten zu diesen Frauen zugänglich, was einerseits auf die Zerstörung von Dokumenten im Nationalsozialismus und andererseits auf die fehlende Erinnerungskultur in Bezug auf Frauengeschichte zurückzuführen ist.

Auch Sophie Lazarsfeld, Else Freistadt-Herzka und Alice Rühle Gerstel waren, wie der Großteil der Individualpsychologinnen, Akademikerinnen. Sie stammten aus mehr oder weniger wohlhabenden Familien, die dem Bürgertum angehörten. Sophie Lazarsfeld erhielt zwar, im Gegensatz zu Else Freistadt-Herzka und Alice Rühle-Gerstel, keine höhere Schulbildung durch ihre Eltern, begann jedoch in ihren Fünfzigern auf Anraten ihres Sohnes Paul zu studieren. Alle drei Frauen stammten aus Familien, in denen nach den Traditionen des jüdischen Glaubens gelebt wurde, und distanzieren sich später davon. Sie heirateten und gründeten, bis auf Alice, Familien. Sophie Lazarsfeld lebte zunächst dem klassischen Geschlechterbild ihrer Zeit entsprechend und kümmerte sich als Hausfrau um ihre Kinder, während ihr Mann arbeitete und sich in der Gesellschaft zu etablieren begann. Erst durch die Bekanntschaft mit Viktor und Friedrich Adler kam sie mit selbstständigen, gebildeten Frauen in Kontakt und veränderte ihr Leben im Alter von vierzig Jahren umfassend. Sie wurde im Verein für Individualpsychologie aktiv, begann zu schreiben und sich als Beraterin ausbilden zu lassen. Sie gründete eine Ehe- und Erziehungsberatungsstelle und war bis zu ihrem Tod in New York beruflich aktiv.

Else Freistadt-Herzka führte als Tochter eines hohen Beamten von Beginn an ein freies und offenes Leben. Sie erhielt eine höhere Schulbildung, verbrachte viel Zeit im Theater und der Oper und besuchte während ihres Studiums bis in die Morgenstunden Feste. Sie lebte eine unüblich freie Sexualität, beschrieb sich als bisexuell, hielt ihre Erlebnisse, Fantasien und Wünsche in ihren Tagebüchern fest und hatte zahlreiche Affären, unter anderem mit Alfred Adler. Im Zuge ihres Studiums kam sie über ihre Zusammenarbeit mit Charlotte Bühler mit der Individualpsychologie in Kontakt und wurde aktives Mitglied im Verein. Bei ihren Vorträgen lernte sie Hans Herzka kennen, den sie heiratete und mit ihm zwei Kinder bekam.

Alice Rühle-Gerstel stammte ebenfalls aus einer wohlhabenden Familie, besuchte eine höhere Mädchenschule und studierte anschließend. Mit Anfang Zwanzig kam sie während ihrer Schulzeit in Tetschen mit der Welt der Literatur in Kontakt, die sie bis zum Ende ihres Lebens begleiten sollte. Alice war durch den Wohlstand ihrer Familie finanziell unabhängig, selbstständig und gebildet. Auch sie

definierte sich als bisexuell und führte ein offenes Sexualleben. Während ihres Studiums kam sie mit der Individualpsychologie in Kontakt und gründete später in Dresden eine Ortsgruppe des Vereins. Sie heiratete mit Otto Rühle einen wesentlich älteren Mann aus einer anderen Generation, für den sie viele Aufgaben übernahm und der als schwieriger Mensch galt. Sie gründete mit ihm einen Verlag und kümmerte sich stets um das Einkommen des Paares, die beiden blieben kinderlos.

In ihren Arbeiten beschäftigten sich alle drei Frauen mit pädagogischen und erzieherischen Themen. Sie verfassten Ratgeberwerke für Eltern und vertraten dabei eine verständnisvoll reformpädagogische Sichtweise auf das Kind. Die Themen Liebe, Beziehung, Sexualität, vor allem die weibliche, und damit einhergehend die Frauenfrage sowie das Geschlechterverhältnis beschäftigten sie in ihren Arbeiten. Sophie Lazarsfeld arbeitete als Beraterin und gründete die individualpsychologische Sommerschule. Else Freistadt-Herzka beschäftigte sich mit Adlers Theorie der Organminderwertigkeit, interessierte sich für die Anschauungen von Oskar Ewald und Josua Klein und gründete ein privates Kinderheim. Alice gründete mit ihrem Mann den Verlag „Am anderen Ufer“ und die Marxistisch-individualpsychologische Arbeitsgemeinschaft in Dresden. Alle drei hielten Vorträge und unterzogen sich selbst einer oder mehrerer Lehranalysen. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs waren sie gezwungen, zu flüchten. Sophie Lazarsfeld emigrierte nach New York, Else Freistadt-Herzka in die Schweiz und Alice Rühle-Gerstel nach Mexiko. Nur Sophie Lazarsfeld gelang es, in den Vereinigten Staaten beruflich wieder Fuß zu fassen. Sie nahm, nach dem Tod ihres Mannes, bald wieder ihre Tätigkeit als Beraterin auf, während Else Freistadt-Herzka und Alice Rühle-Gerstel im Exil mit existenziellen Problemen konfrontiert waren und nicht mehr an ihre früheren beruflichen Erfolge anschließen konnten. Alice und Otto lebten isoliert, hatten keinen Zugang zu Verlagen und kämpften nach den Anfangsjahren in Mexiko um ihre finanzielle Sicherheit. Else hatte neben finanziellen Schwierigkeiten mit wesentlichen gesundheitlichen Rückschlägen zu kämpfen und verlor ihre Tochter noch im Kleinkindalter. Sophie Lazarsfeld starb mit 95 Jahren in New York, Else Freistadt-Herzka mit 54 Jahren in der Schweiz an den Folgen eines schweren Schlaganfalls und Alice Rühle-Gerstel nahm sich durch den Sturz aus dem Fenster ihrer Wohnung kurz nach dem Tod ihres Mannes Otto mit 49 Jahren das Leben.

Die Biografien der frühen Individualpsychologinnen bieten wertvolle Einblicke in ihre Lebensrealitäten. Sie zeichnen ein klares Bild von starken Frauen, ihren Persönlichkeiten und von den jeweiligen Herausforderungen, mit denen sie in der rigiden, patriarchal organisierten Gesellschaft der Jahrhundertwende konfrontiert waren. Es waren mutige, motivierte und entschlossene Frauen, die in der Sozialdemokratie, Individualpsychologie und der Frauenbewegung Rückhalt fanden. Frauen, die entgegen den gesellschaftlichen Erwartungen und Zwängen selbstständig waren, mit großer Offenheit und Fortschrittlichkeit über tabuisierte Themen sprachen. Frauen, die aufklärten und mit ihren eigenen Leben als Beispiele für Emanzipation vorangingen. Diese Beispiele und die Erinnerung daran sind wichtig, denn sie geben den Frauen nach ihnen Mut, sie inspirieren und zeigen Möglichkeiten und Spielarten für die eigene Lebensgestaltung auf. Sie erinnern daran, dass Frauenrechte keine Selbstverständlichkeit sind und es zahlreiche Menschen gab, die sich für die Gleichberechtigung einsetzten.

Es ist den Werken von Beatrice Uehli Stauffer, Marta Marková und Martina Siems zu verdanken, dass es umfassende Biografien zu Else Freistadt-Herzka, Alice Rühle-Gerstel und Sophie Lazarsfeld gibt und diese im Rahmen dieser Arbeit beleuchtet werden konnten. Ihre Arbeiten wurden auf der Basis von privaten Nachlässen, Archivarbeit, sowie den Tagebüchern und Werken der Pionierinnen aufgebaut. Es gäbe noch zahlreiche weitere frühe Individualpsychologinnen, die auf diese Weise im Rahmen von Forschungsarbeiten in Erinnerung gerufen werden könnten und sollten. Frauengeschichte ist ein Forschungsfeld, auf dem es noch viel zu erarbeiten gibt und dessen Bedeutung für unsere immer noch patriarchal dominierte Gesellschaft von großer Relevanz ist. Die Errungenschaften, Leben und Arbeiten dieser Frauen sichtbar zu machen, ist wichtig, denn sie sind ein bisher kaum bekannter Teil unserer Geschichte. Die Erinnerung an Frauen wurde in unserer männerdominierten Gesellschaft vernachlässigt, und deshalb ist auch unsere Erinnerungskultur männlich geprägt. Dabei gab es, wie auch diese Arbeit zeigt, zahlreiche Frauen, die Teil unserer Geschichte sind und deren Erinnerung für das Selbstverständnis von Frauen und damit unserer Gesellschaft unabdinglich sind. Nicht nur Männer haben Erfolge zu verbuchen, sondern auch Frauen und andere diskriminierte Gruppen. Eine ganzheitliche Erinnerungskultur spielt eine wichtige Rolle für eine gleichberechtigte Gesellschaft, und die Erinnerungen bisher unsichtbarer Teile unserer Geschichte ist ein wesentlicher Beitrag zur Gleichstellung der Geschlechter. Wichtig zu erwähnen ist an dieser Stelle, dass alle Folgerungen, die im Text in Bezug auf Frauengeschichte getroffen wurden, auch auf queere Geschichte und deren Erinnerungskultur übertragen werden können und müssen. Frauen sind nur eine von vielen marginalisierten Bevölkerungsgruppen, die in unserer Gesellschaft Diskriminierung erfahren und erfahren. Nachdem sich zwei der hier vorgestellten Individualpsychologinnen als bisexuell verstanden, wäre es für Folgearbeiten ein wichtiges und spannendes Thema, sich mit Queerness im Umkreis der Individualpsychologie zu beschäftigen. Wer waren diese Menschen? Was bewegte sie? Wie fanden sie sich in der Welt von damals zurecht, und wie verliefen ihre Leben?

Um eine Erinnerungskultur für Frauengeschichte neben der Forschungsarbeit zu entwickeln, braucht sie eine Anwendung in der Praxis. Einerseits könnten Vorlesungen für das Curriculum der Psychotherapiewissenschaften konzipiert werden, die auf Pionierinnen im Rahmen der Psychotherapieentwicklung aufmerksam machen. Vor allem im Fachspezifikum Individualpsychologie würde sich eine solche Lehrveranstaltung anbieten, nachdem bereits erste Forschungsarbeiten zu frühen Individualpsychologinnen als Grundlage dafür herangezogen werden können. Ein weiterer Ansatz wäre die Implementierung der theoretischen Beiträge dieser Frauen in der Lehre. Ihre Werke könnten im Rahmen von Literaturseminaren in der individualpsychologischen Ausbildung behandelt werden. Eine weitere Idee wäre, neben ihren Biografien, ihre Arbeiten wissenschaftlich zu untersuchen und sie in Forschungsarbeiten zu zitieren, um ihre Verbreitung zu fördern.

Auch die Auseinandersetzung mit Zusammenhängen zwischen Individualpsychologie und der Arbeiter\*innenbewegung wäre ein Thema für Folgearbeiten. Schließlich waren Frauen der unteren Gesellschaftsschichten durch die schlechten Lebensbedingungen und ihre existenzielle Bedrohung mit

zusätzlichen Herausforderungen konfrontiert und weiterer Diskriminierung ausgesetzt. Es zeigten sich schon bei der Recherche zu dieser Arbeit einige Parallelen. Viele Individualpsycholog\*innen waren aufgrund ihrer ideologischen Nähe zur Sozialdemokratie auch in der Arbeiter\*innenbewegung aktiv. Gleichzeitig war das Milieu der Individualpsychologie klar bürgerlich und akademisch geprägt. Es wäre interessant, sich mit der Rolle der Individualpsychologie in Bezug auf die Arbeiter\*innenbewegung genauer auseinanderzusetzen.

Ziel und Interesse dieser Arbeit war es, die Lebensrealitäten und Werke der Individualpsychologischen Pionier\*innen anhand ausgewählter Beispiele näher zu beleuchten und damit vor den Vorhang zu holen. Zunächst wurde dafür der Kontext dargestellt, in dem die Leben der Frauen eingewebt waren, um die Herausforderungen ihrer Arbeit und Lebensgestaltung verständlich zu machen. Im weiteren Verlauf wurden drei Pionierinnen vorgestellt und konkrete Eindrücke zu ihren Lebensrealitäten vermittelt. Es ist deutlich geworden, dass sie sich fortschrittlich für psychisches Wohlbefinden, Aufklärung und Gleichberechtigung engagierten. Die Arbeit leistet damit einen Beitrag zur Sichtbarmachung von Frauengeschichte, die in unserer patriarchal organisierten Gesellschaft deutlich unterrepräsentiert ist. Es konnte gezeigt werden, dass das Umfeld der Individualpsychologie von seiner Entstehung an ein offenes und an Gleichberechtigung interessiertes war. Dabei ist deutlich geworden, dass es auf diesem Feld noch vieles zu entdecken gibt.

Am Ende dieser Arbeit möchte ich darauf eingehen, wie ich die Beschäftigung mit den individualpsychologischen Pionierinnen erlebt habe. Die Auseinandersetzung mit den Frauen und ihren Schicksalen war in meinem persönlichen Erleben emotional. In nur wenigen Stunden ihre Leben von Geburt bis zum Tod zu lesen, ihre Schicksalsschläge und Erfolge auf diese Art mitzerleben, löste immer wieder Mitgefühl und Rührung aus. Diese Frauen waren mutig, motiviert, selbstständig, entschlossen und vor allem Menschen. Sie hielten ihre Gedanken und Gefühle in Tagebüchern fest, sie führten Beziehungen, erlebten Erfolge und Niederlagen. Durch die Biografien und die sehr persönlichen Tagebuchaufzeichnungen entstand eine Verbindung mit diesen Frauen, ihre Gedanken kamen mir bekannt und nachvollziehbar vor, mit vielen ihrer Herausforderungen und Sorgen gibt es auch in meiner heutigen Lebensrealität Begegnungen.

Die Pionierinnen erlebten neben den üblichen menschlichen Schicksalsschlägen zwei Weltkriege, fürchteten um ihre Lieben und ihre Existenz. Diese Sorgen hinterließen Spuren in ihren Persönlichkeiten, und trotzdem gaben sie nicht auf. Mit ihren Arbeiten schufen sie neue Blickwinkel und, vor dem Hintergrund ihrer Zeit gesehen, bemerkenswert fortschrittliche Inhalte. Sie klärten auf, nahmen sich Themen an, die uns auch heute noch beschäftigen. Sie wehrten sich gegen Stigmatisierung, überschritten gesellschaftliche Grenzen, waren dafür gezwungen, Gesetze und Regeln zu brechen und sich in Gefahr zu begeben. Handlungen im Namen der Gleichberechtigung, für die sie wesentliche Beiträge schufen. Ihre Geschichten schaffen Zuversicht für Menschen, im Einsatz gegen Diskriminierung und für

Frauen- wie Menschenrechte. Ihre Geschichten ermutigen, inspirieren und motivieren in Hinblick auf das Engagement für Gleichberechtigung.

## 7 *Literaturverzeichnis*

- Adler, A. (1927/2007): Menschenkenntnis In: J. Rüedi (Hrsg.). (1927/2007): Alfred Adler Studienausgabe. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Adler, E., & Hanusch, F. (1927): Die Regelung der Arbeitsverhältnisse im Kriege. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky.
- Ansbacher, H. L. (2017): Alfred Adlers Sexualtheorien. Frankfurt am Main: Fischer.
- Appelt, E. (1999): Geschlecht - Staatsbürgerschaft - Nation : politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa. Frankfurt am Main: Campus.
- Bäcker, A. (1930): Die Mittelschullehrerin In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien (Hrsg.). (1930): Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Wien: Carl Ueberreuter.
- Bard, C. (2008): Die Frauen in der französischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts In: B. Caroline Arni, G. Barth-Scalmani, I. Bauer, M. Bosch, S. Brändli Blumenbach, S. Burghartz, B. Choluj, K. Daskalova, U. Gerhard, H. Hacker, C. Hämmerle, H. Havelková, U. Krampfl, M. Lanzinger, S. Maß, E. Saurer, R. Schulte, G. Signori, & C. Ulbrich (Hrsg.). (2008): L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft. (Band 14). Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Bauer, I. (1998): Im Dienste des Vaterlandes Frauenarbeit im und für den Krieg. Geschlecht und Arbeitswelten. Beiträge der 4. Frauen-Ringvorlesung an der Universität Salzburg.
- Berghahn, S. (2019): 100 Jahre Frauenwahlrecht, politische Partizipation und der Kampf um Gleichberechtigung – ein cursorischer Überblick über die Entwicklung in Deutschland und Österreich. Zeitschrift für öffentliches Recht, 74, 617–649.
- Boschek, A. (1930): Die Frauenarbeit in Österreich vor dem Krieg In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien (Hrsg.). (1930): Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Wien: Carl Ueberreuter.
- Bruder-Bezzel, A. (1983): Alfred Adler, Die Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bruder-Bezzel, A. (1991): Die Geschichte der Individualpsychologie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Bruder-Bezzel, A. (2020): Von der Frauenbewegung zum Postfeminismus. Zeitschrift für Individualpsychologie, 45 (1), 47-63.
- Buchmann, B., & Buchmann, D. (2006): Die Epoche vom Ende des 18. Jahrhunderts bis um 1860 In: P. Csendes & F. Opll (Hrsg.). (2006): Wien. Geschichte einer Stadt. Von 1790 bis zur Gegenwart. (Band 3). Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

- Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich. (2010): Frauenbericht 2010. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008.
- Daniel, U. (1989): Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft: Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- De Beauvoir, S. (1949/51): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Dopsch, A. (1927): Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich Wien: Festausschuss.
- Eigner, P. (2018): Die Finanzpolitik des Roten Wien In: W. M. Schwarz, G. Spitaler, E. Wikidal, & Wien Museum (Hrsg.). (2018): Das Rote Wien. 1919-1934. Ideen, Debatten, Praxis. Basel: Birkhäuser
- Elias, N. (1969): Die höfische Gesellschaft : Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie ; mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Neuwied: Luchterhand.
- Fickert, A. (1902): Der Stand der Frauenbildung in Österreich. Berlin: Moeser.
- Fickert, A. (1910): Zum § 30! Neues Frauenleben, Jg. 22, Nr. 1, 5-8.
- Fooker, I., & Mikota, J. (2012): Alice Rühle-Gerstel (1894-1943) – eine (fast vergessene) individualpsychologische Literatin. Zeitschrift für Individualpsychologie, 37 (2), 140-157.
- Freistadt, E. (1926): Vom inneren Leben der Jugend In: E. Wexberg (Hrsg.). (1926): Handbuch der Individualpsychologie. Wien/München: J.F. Bergmann.
- Freistadt, E. (1928): Das häßliche Kind I. Eltern-Zeitschrift.
- Freistadt-Herzka, E. (1935): Kurzsichtigkeit bei Kindern. Eltern-Zeitschrift.
- Freud, S. (1925j): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds In: C. Tögel & U. Zerfaß (Hrsg.). (1925j): Sigmund Freud, Gesamtausgabe, 1924-1927. (Band 18, 2021). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Freud, S. (1931b): Über die weibliche Sexualität In: C. Tögel & U. Zerfaß (Hrsg.). (1931b): Sigmund Freud, Gesamtausgabe, 1928-1933. (Band 19, 2021). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Freundlich, E. (1930): Die Frauenarbeit im Kriege In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien (Hrsg.). (1930): Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Wien: Carl Ueberreuter.
- Gamper, A. (2020): Ohne Unterschied des Geschlechtes“ – 100 Jahre Frauenwahlrecht in Österreich. Juristische Blätter, 142 (1), 2-11.
- Gerhard, U. (2009): Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789. München: C. H. Beck oHG.
- Gerstel, A. (1921): Friedrich Schlegel und Chamfort. München: Phil. Dissertation, Universität München.
- Göweil, S. (2017): Grenzen und Chancen der modernisierten Geschlechterordnung. Ein geschlechterkritischer Blick auf Gesellschaft und Schule. Gießen: Psychosozial.

- Hauch, G. (2009): Frauen bewegen Politik. Österreich 1848-1938 In: Institut für Frauen- und Geschlechterforschung Johann Kepler Universität Linz (Hrsg.). (2009): Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung. (Band 10). Innsbruck: Studienverlag.
- Heinisch, M. (1930): Zur Geschichte der österreichischen Frauenbewegung. Aus meinen Erinnerungen In: M. S. Braun, E. Fürth, M. Hönig, G. Laube, B. List-Ganser, & C. Zaglits (Hrsg.). (1930): Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine.
- Hödl, J. (2017): Die Stadtbahn im Kontext der Wiener Verkehrsgeschichte In: A. Fogarassy (Hrsg.). (2017): Otto Wagner. Die Wiener Stadtbahn. Berlin: Hatje Caniz.
- Hofeneder, V. (2013): Der produktive Kosmos der Gina Kaus. Schriftstellerin – Pädagogin — Revolutionärin. Hildesheim: Olms.
- Hoffmann, A., & Mitterauer, M. (1974): Wirtschaftspolitik und Arbeitsmarkt In: R. Engelsing (Hrsg.). (1974): Der Arbeitsmarkt der Dienstboten im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.
- Karl, M. (2011/2020): Die Geschichte der Frauenbewegung (6. Auflage). Ditzingen: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG.
- Kenner, C. (2007): Der zerrissene Himmel, Emigration und Exil der Wiener Individualpsychologie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kenner, C. (2002): Adler, Valentine In: Keintzel B. & Korotin I. (Hrsg.). (2002): Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Kos, W. (2006): Eisenbahn, Stadt, Emotion. Zum Thema und zum Konzept der Ausstellung „Großer Bahnhof“ In: W. Kos & G. Dinhobl (Hrsg.). (2006): Großer Bahnhof. Wien und die weite Welt. Wien: Czernin/Wien Museum.
- Krautwald, B. (2021): Bürgerliche Frauenbilder im 19. Jahrhundert. Die Zeitschrift »Der Bazar« als Verhandlungsforum weiblichen Selbstverständnisses. Bielefeld: transcript.
- Kristan, M. (2015): Die Architektur der Wiener Ringstraße in zeitgenössischen Architekturfotografien. 1860-1900. Wien: Album.
- Lanzer, W. (1930): Zur Berufsausbildung der arbeitenden Frau In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien (Hrsg.). (1930): Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Wien: Carl Ueberreuter.
- Lazarsfeld, S. (1926a): Mut zur Unvollkommenheit. Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie (4), 375-381.
- Lazarsfeld, S. (1926b): Vom häuslichen Frieden Richtige Lebensführung – Volkstümliche Aufsätze zur Erziehung des Menschen nach den Grundsätzen der Individualpsychologie. Wien/Leipzig: Moritz Perles.
- Lazarsfeld, S. (1927b): Die Ehe von heute und morgen In: L. S. Alfred Adler, Otto Kaus (Hrsg.). (1927b): Individuum und Gemeinschaft München: J.F. Bergmann.

- Lazarsfeld, S. (1927c): Familien- und Gemeinschaftserziehung In: E. Wexberg (Hrsg.). (1927c): Handbuch der Individualpsychologie. München: J.F. Bergmann.
- Lazarsfeld, S. (1928): Erziehung zur Ehe. Wien/Leipzig: Moritz Perles.
- Lazarsfeld, S. (1929a): Grundbegriffe der modernen Erziehung. Technik der Erziehung – Ein Leitfaden für Eltern und Lehrer. 1-16.
- Lazarsfeld, S. (1929b): Sexuelle Fälle in der Erziehungsberatung. Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie (7), 220-224.
- Lazarsfeld, S. (1930): Über Eheberatung. Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie (8), 160-164.
- Lazarsfeld, S. (1931a): Sexuelle Erziehung (Wien und Leipzig). Moritz Perkes.
- Lazarsfeld, S. (1931b): Wie die Frau den Mann erlebt. Fremde Bekenntnisse und eigene Betrachtungen. Wien/Leipzig: Verlag für Sexualwissenschaften Schneider & Co.
- Lazarsfeld, S. (1935): Sexual Cases on Child Guidance Clinics. International Journal of Individual Psychology (1), 40-46.
- Lazarsfeld, S. (1936): Dare to be less than perfect. International Journal of Individual Psychology (2), 76-82.
- Lazarsfeld, S. (1947): War and peace between sexes. Individual Psychology Bulletin, 74 – 79.
- Lazarsfeld, S. (1952): Pitfalls in Psychotherapy. American Journal of Individual Psychology, 20-26.
- Lazarsfeld, S. (1956): Sources of obstacles in the course of therapy. American Journal of Psychotherapy (12), 136-138.
- Lazarsfeld, S. (1958): Change of Life – End of Life. Journal of Individual Psychology (14), 167-170.
- Lazarsfeld, S., & Kadis, A. (1948): The respective roles of earliest recollections and images. American Journal of Psychotherapy (2), 250-255.
- Lehmkuhl, G. (2009): Zwischen Macht und Lust – die Adler-Freud-Kontroverse. Eine kommentierte Textkollage In: P. Wahl, H. Sasse, U. Lehmkuhl, J. Holmes, K. Ohm, W. Lehnert, B. Nitzschke, N. Welter, & E. Fuchs-Brüninghoff (Hrsg.). (2009): Macht - Lust. (35). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leichter, K. (1923): Wie leben die Wiener Heimarbeiter?: eine Erhebung über die Arbeits- und Lebensverhältnisse von 1000 Wiener Heimarbeitern. Wien: Arbeit und Wirktschaft.
- Leichter, K. (1927): Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz in Österreich. Wien: Arbeit und Wirtschaft.
- Leichter, K. (1930): Die Entwicklung der Frauenarbeit nach dem Krieg In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien (Hrsg.). (1930): Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Wien: Carl Ueberreuter.
- Lemberger, H. (1907): Die Wiener Wäsche-Industrie. Wien: Deuticke.
- Maderthaner, W. (2006): Von der Zeit um 1860 bis zum Jahr 1945 In: P. Csendes & F. Opll (Hrsg.). (2006): Wien. Geschichte einer Stadt. Von 1790 bis zur Gegenwart. (Band 3). Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

- Marková, M. (2008): Auf ins Wunderland! Das Leben der Alice Rühle-Gerstel. Innsbruck: Studienverlag.
- McRobbie, A. (2016): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes (2. Auflage). Wiesbaden: Springer.
- Mette, A. (1956): Sigmund Freud. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Mitterauer, M. (1974): Funktionsverlust der Familie? Beiträge zur historischen Sozialkunde 4(2), 27-33.
- Möller, H. (1969): Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur. Berlin: Walter De Gruyter & Co.
- Mühlleitner, E. (2002): Adler, Valentine In: Keintzel B. & Korotin I. (Hrsg.) (2002): Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Nunberg, H., & Federn, E. (1976): Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (Band 1, 1906-1908).
- Olivier, C. (1988): Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. Düsseldorf: Claassen.
- Orgler, H. (1974): Alfred Adler. Triumph über den Minderwertigkeitskomplex. München: Kindler.
- Österreichische Statistik. (1916): Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 in Österreich.
- Otruba, G. (1968): Österreichs Wirtschaft im 20. Jahrhundert. Wien: Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst.
- Otto Rühle, A. R. (1924): Blätter für sozialistische Erziehung.
- Otto Rühle, A. R. (1929): Sexual-Analyse. Die Psychologie des Liebes- und Ehelebens. Rudolfstadt: Greifenverlag.
- Pelinka, A. (2021): Zur Aktualität von Paul F. Lazarsfeld. Einführung in sein Werk In: S. Moebius (Hrsg.). (2021): Aktuelle und klassische Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: Springer.
- Pfaff, A. (1930): Die Frau als Lehrerin In: M. S. Braun, E. Fürth, M. Hönig, G. Laube, B. List-Ganser, & C. Zaglits (Hrsg.). (1930): Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine.
- Pitter, V. (1911): Die Rechtliche Stellung der Frau in Österreich. Eine Zusammenstellung der Wichtigsten, die Besondere Stellung der Frau Im Privaten und Öffentlichen Rechte Betreffenden Vorschriften. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller.
- Planck, U. (1964): Der bäuerliche Familienbetrieb zwischen Patriarchat und Partnerschaft. Stuttgart: Enke.
- Raile, P. (2022): »Unter Einem erkläre ich hiermit meinen Austritt aus der W. psychoanalyt. Vereinigung.« Briefe von Adler an Freud 1910–1911. Zeitschrift für Individualpsychologie, 47, 162-184.
- Rigler, E. (1976): Frauenbild und Frauenarbeit in Österreich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg In: A. Hoffmann & M. Mitterauer (Hrsg.). (1976): Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.
- Roig, E. (2023): Das Ende der Ehe. Für eine Revolution der Liebe. Berlin: Ullstein.

- Rühle, O. R. A. (1925/26): Das proletarische Kind. Monatsblätter für proletarische Erziehung.
- Rühle-Gerstel, A. (1924): Freud und Adler. Elementare Einführung in die Psychoanalyse und Individualpsychologie. Dresden: Am anderen Ufer.
- Rühle-Gerstel, A. (1927): Der Weg zum Wir. Versuch einer Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie. Dresden: Am anderen Ufer.
- Rühle-Gerstel, A. (1932): Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz. Leipzig: Hirzel.
- Rühle-Gerstel, A. (1982): Kein Gedicht für Trotzki. Tagebuchaufzeichnungen aus Mexiko. Frankfurt am Main: Neue Kritik
- Rühle-Gerstel, A. (1984): Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Schima, S. (2007): Das Verhältnis von Schule und Kirche in der Zeit der Aufklärung In: A. Rinnerthaler (Hrsg.). (2007): Das kirchliche Privatschulwesen - historische, pastorale, rechtliche und ökonomische Aspekte. Frankfurt am Main/Wien: Lang.
- Schlesier, R. (1981): Konstruktion der Weiblichkeit bei Sigmund Freud. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Schulhof, H. (1914): Individualpsychologie und Frauenfrage (6). München: Ernst Reinhardt.
- Seifert, N. (2021): Frauenliteratur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt (2. Auflage). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Siems, M. (2015): Sofie Lazarsfeld. Die Wiederentdeckung einer individualpsychologieschen Pionierin. Göttingen: V & R unipress.
- Statistik Austria. (2023): Gender-Statistik.
- Stauffer, B. U. (1995): Mein Leben leben. Else Freistadt Herzka. 1899-1953. Zwischen Leidenschaft, Psychologie und Exil. Wien: Passagen.
- Thébaud, F. (1995): Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung In: F. Thébaud (Hrsg.). (1995): 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Theimer, K. (1909): Frauenarbeit in Österreich. Wien: Selbstverlag.
- Winkler, W. (1930): Die Einkommensverschiebung in Österreich während des Weltkrieges. Florenz: Leo S. Olschki.
- Zaretsky, E. (2009): Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse. München: Deutsche Taschenbuch Verlag.
- Zeitung für die erwerbenden christlichen Frauen und Mädchen. (1918-1920, August 1919): Frauenarbeit und Frauenrecht Zeitung für die erwerbenden christlichen Frauen und Mädchen.
- Zweig, S. (1942/2022): Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. München: Anaconda.

## *Autorin*

Mag.a Antonia Pacher, BA pth

Mail: [therapie@antoniapacher.at](mailto:therapie@antoniapacher.at)

Adresse : Elizabeth-T.-Spira Promenade 2/34, 1030 Wien

Website: [www.antoniapacher.at](http://www.antoniapacher.at)

Geb. 1995, Studium der Psychotherapiewissenschaften, Psychoanalytisch-Psychodynamische Therapie: Individualpsychologie, Psychotherapeutin in freier Praxis in Wien.